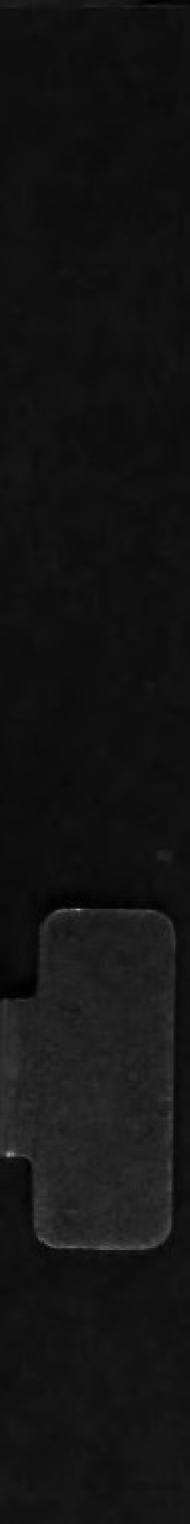
B 1,581,407

830.6
F86a
Folge1-6

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

830.6
F86a
Folge 1-6

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

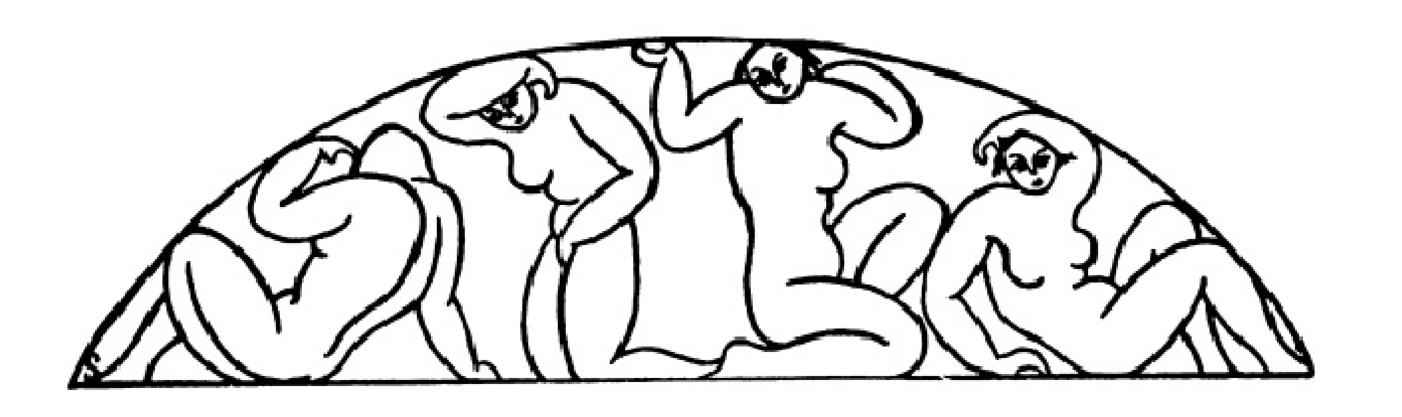

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN · LIBRARIES ·

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



FREIE STRASSE

Erste bis Sechste Folge
der Vorarbeit

1915 - 1917

KRAUS REPRINT
Nendeln/Liechtenstein
1978

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Reprinted by permission of Mrs. Cläre M. Jung, Berlin

KRAUS REPRINT
A Division of
KRAUS-THOMSON ORGANIZATION LIMITED
Nendeln/Liechtenstein
1978

Printed in The Netherlands

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist?

Erste Folge der Vorarbeit.



1915

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Verantwortlich für die Herausgabe und den gesamten Inhalt ist Franz Jung, Berlin-Wilmersdorf.

Zuschriften, die eine tätige Stellungnahme zu dem Zwecke dieser Veröffentlichungen enthalten, werden erbeten an Richard Oehring (Verlag Freie Straße), Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 47.

Dieses Heft wurde gedruckt in der Druckerei von F. E Haag in Melle (Hannover).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

VORBEDINGUNGEN DES ZUFALLS

Es ist Erfahrung, daß dem Einzelnen die Lebensgestaltung aus der Hand entwunden zu sein scheint. Ob jemand an die göttliche Vorsehung glaubt, oder an das Walten des Zufalls, bestimmbar mehr oder weniger durch Einsetzen des Willens oder in Abstufungen gegeneinander an beides — bestehen wird bleiben, daß über allem in letzter Stunde und in den ängstlich verschwiegenen Sekunden der Lebensangst eine Kraft offenbar wird, welche die für das Hinvegetieren von Tag zu Tag und von Stunde zu Stunde notwendige Verkrüppelung, Zusammenballung und in Erscheinungsformen aufgefangene Kristallisation des menschlichen Bewußtseins und dessen Schwankungen in der Neuordnung der Beziehung (Triebe und Empfindungen) gewaltsam öffnet und weiter fließen läßt — mögen es nun Erlösungen oder Zusammenbrüche sein.

Notwendig scheint diese Verkrüppelung, solange der Einzelne die Wirkung der Erscheinungsformen ringsum aus der Schwäche, sich selbst nicht auflösen zu können und wollen, auf diese Formen selbst projeziert und eine Beziehung gewinnt, die dem Rhythmus des Lebensatem gleichlaufend, wohl aber auch gegensätzlich sein kann — es wird hier bereits die innere Notwendigkeit einer fortlaufenden Auflösung angenommen, da die Verkettungen und Sicherungen frei gelegter Lebensfreude nur flüchtig gestreift werden können — und diese Möglichkeit einer Auseinandersetzung, die das Sein vergiften muß, die in allen ihren Folgeerscheinungen das tägliche Leben, seine Bedürfnisse, Mitteilungen, Ordnungen darstellt und regelt — aus Schwäche geboren, niedergedrückt von dem Bewußtsein Gottes und des Zufalls, unglücklich sich empörend in den lichten Sekunden von Vernichtung und Verbrechen, dieses unser aller tägliches Leben ist eine Krankheit, eine fade Bequemlichkeit, die zu ihrer Bestätigung den dummen langweiligen Begriff des Todes einführt.

Der krampfhaft zurechtgestutzte Begriff von Anfang und Ende, wobei der Anfang schon absolut genommen wird, während beim Ende man zu Kompromissen geneigt scheint, vermag zwar den ungeheuren Inhalt von Ängsten gerade noch aufzunehmen und ein Gleichgewicht zu halten, das außerordentlich verwickelt und geheimnisvoll zu sein scheint und auch genügend Spielraum zu psychischen Spekulationen gewährt, aber dennoch ein Gleichgewicht, das automatisch von Sekunde zu Sekunde gebrochen wird, weil es darauf gegründet ist, daß das Erleben des Einzelnen sich mit der Umwelt und dem Erleben des Andern auseinandersetzt, weil es die Gewalt einführen muß, im Falle das eigene Erleben nicht bestätigt wird, weil aus dem sich ergebenden Zwiespalt des Gegeneinander-Erleben erst mühselig durch Überwindung der naturgemäß auftretenden Konflikte ein Weg gesucht werden muß, der das Mit-einander-Erleben ermöglicht — ein Miteinander-Erleben, das nur der schwächliche, allen Konflikten schutzlos preisgegebene Abglanz des ursprünglichen Erlebens ist und zwischen Sehnsucht und ohnmächtiger Abwehr verzweifelt schwankt.

Diese begriffliche Abgrenzung und Eingengung auf ein derart beschaffenes Gleichgewicht wird nur in den Fällen eines Bruchs der geltenden psychischen Organisation das Bewußtsein des Ichs aufdämmern lassen, wobei die dazu erforderlichen Kraftquellen weniger dem Aufblitzen von Wärme und Freude der Umwelt, deren Maske sich lüftet, sondern weit mehr dem Leid des Gegensätzlichen, Einzelnen, Abseitigen entspringt. Die Forcierung des Leids, die Sucht, fremdes Leid in sich aufzusaugen läßt zwar projektionsweise als Balanzierung emporsprießender unterdrückter Lebensfreude die Möglichkeit reinen Erlebens zu, und ist überhaupt als der einzig wirkliche Kompromiß der gegenwärtigen Lebensführung anzusehen, doch trägt gerade diese Form bis zur Selbstzerstörung den als Psychose gekennzeichneten Begriff von Anfang und Ende in sich — es ist durchaus lebensfähig, diesen Begriff aus der Umwelt und dieser zuliebe entblätternd bestehen zu lassen, daß man sich selbst zerstört . . .

Denn der Automatismus der Verantwortung, der das Bewußtsein des Ichs zur

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vorbedingung hat und nur völlig klare und reine, konfliktlose Auflösungen bedingt und gerade darum schaffend ist, geht in der Steigerung des Erlebens Schritt für Schritt höher und breiter und zerreibt und zermürbt alle Widerstände, an denen das Leben sich klammert und führt zu dem kritischen Punkt, der den Bruch mit der zur Außenwelt gewordenen Einstellung bedeutet und läßt gerne das Blut stille stehen — etwas ist schon begriffen. Dieser „Tod" ist mehr wie das Leben — heißt das bisherige Leben.

Die Abwicklung dieser Lebensströmungen geschieht unbewußt oder bewußt, wie der Strom der Natur dahinfließt und das Leben von Tag zu Nacht gleitet — unaufhörlich, über aller menschlichen Kraft.

Nur wo der Zusammenhang mit dem Leben, dem Lebensatem fehlt, die Schwäche vor dem Aufzeigen des gegensätzlichen, des Andern und die Angst der daraus folgenden Auseinandersetzung sichtbar wird, bleibt diese Kraft ins Unbewußte verdrängt und läßt diese Atmosphäre von Leben erstehen, die so verlogen und scheinbar ist und alles Geschehen von sich aus leiten muß, daß der Einzelne in seinem wahrsten Erleben sich dagegen aufbäumt, um nur in etwa glücklich zu sein. Diese Atmosphäre ist es, die zwischen Anfang und Ende gedrängt, weiter schwelt in den Begriffsgegensätzen von Gott und Welt, als Religion und Staat, Traum, Ethik und Willen und als Demut und Zufall. Allein die Einführung des Zufalls vermag nach Ausschaltung des Systems einer göttlichen Vorsehung noch die innerlichste Erfüllung des Menschen als geschlossenes Wesen, dessen Sein sich in und mit dem sichtbaren Allsein steigert und weitet, niederzuhalten und die Fortführung eines Scheindaseins zu ermöglichen, das in Zusammenbrüchen sich fortsetzt und doch allein schon in seinen Sehnsüchten so voller Glück ist.

Es würde immerhin auch hinreichend erscheinen, wenn nicht der Fluch des Versteckens und seine Folgen darauf lasten würden, die Feigheit eines Unabänderlichen, die Bequemlichkeit des Gerade-noch-Vegetierens, dessen Bedingungen von dem Ablauf eines vorbestimmten und unergründbaren Maß von Verantwortlichkeit abhängig sind. Dieses Gerade-noch ist es, das nicht länger zu ertragen ist und die zwingende Unruhe gebiert, die auch zerstörend sich äußern kann nach der Beweglichkeit der Gegensätze, d. h. in der Art der Anklammerung an die alten Ängste, die das wenige Glück noch verbergen und gerade darum so fest wurzeln. — Die Unruhe über das Maß der Verantwortlichkeit zum All und das wühlende Ein- und Nachgehen nach der atmosphärischen Verankerung und damit die Bewußtmachung des noch Unbewußten, die Zertrümmerung der Ängste, Verdrängungen, das Wissen um den Ausgleich des Seins und das Weiter — Glut und Wucht.

So daß nicht länger Gott herrscht und der Zufall. So daß nicht länger etwas geschieht ohne und gegen mich. Das ich nicht will — sondern daß ich bin.

DU BIST NICHT KRANK!

Der Beruf des Arztes ist voller Gefahren für den Kranken und ein Zeichen, daß der Kranke sein Gebrechen erzwingen will. Die Krankheit ist der Versuch einer Lösung der verknoteten, wühlenden, treibenden Konflikte des einzelnen, zwangsweise bewußt abseits gestellt — zur Umwelt, in der sein Selbst unbewußt als Sehnsucht mitschwingt — auf die physischen Mittel projeziert. In der Umgehung der Angst, sich selbst auflösen zu müssen, sich bewußt zu machen, zu erlösen — denn die Erlösung zeigt die Verantwortlichkeit auf — ist das erste nächstliegende Mittel recht, der Körper und seine so nebensächlichen Funktionen.

Der aus dem Weltatem hervorquellenden Kraft, die zur Lösung der Konflikte treibt, ist also der „Kranke" ausgewichen — spricht die „Krankheit". Das Eingehen, das sich anklammert an die „Anderen", die Erfahrungen, Lehrsätze, Heilungen — Löcher, durch die der Mensch sich immer tiefer verkriecht,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ist der Schritt weiter im Auseinanderfalten des einzelnen vom All und die Erstarrung zur Schuld.

Der Zwang zur Welt wird brennender, die Auflösung erschwerter, der Atem wird Blut ... Schuld türmt sich riesenhoch auf und verstrickt ... dann glaubt der Kranke aus Not, will er sich nicht gestehen, daß er selbst sich würgt. Er glaubt dem Andern, den Erfahrungen etc., dem wertentscheidenden Widersinn von den Gesetzen der Körperlichkeit — und er benutzt zu dem Glauben die hergeholte andere Person, den Arzt, er benutzt — es ist dies Benutzen, solange auch der Beruf des Arztes diese Lüge verbreitet, ein für diesen überdies überaus entwürdigendes Geschäft. Und der Fall der notwendigen Beziehung und in Schmerz aufleuchtenden Durchwachsung der Unsicherheiten von Arzt und Kranken, daß allmählich die Glut der Welt dämmert, ist selten und der mühselige Weg eines Schicksals.

Ich möchte das besonders deutlich sagen: Es ist nicht wahr, daß ein „Kranker" gesund werden kann und „gesund" wird. Die Verknotung nimmt aus der Atmosphäre den Zwang zur Auflösung und zwischen dem dagegen stehenden Widerstand, der ein Teil des Seins des einzelnen ist, und dem mitreißenden Drang zur Erweiterung schwankt das Erleben — in Glück und Unglück, Freude und Leid. Und sinkt an Intensität gleich Wert von Stufe zu Stufe, sofern der Schein des Weiter im Sinne der eingangs gedeuteten Projektion gewahrt bleiben soll (reines Blut, ganze Knochen), wo, mit Rücksicht auf geltende Zustände gesprochen, gerade Eiter und Brüche den Zustand innerhalb des Konfliktes sich selbst sichtbar zu machen den Atem wagen, und den Schritt vom Wege ab, die Projektion der Auflösung auf die Mittel der Körperlichkeit schuldbewußt aber noch offen dartun. Jämmerliches Verkriechen, daß das Blut wieder kreisen soll. („Verliert das Paradies.") Die Krankheit ist diejenige Form, in der der einzelne völlig beziehungslos ganz auf sich selbst sich verkrampft. Ein für das All glückliches Ausstoßen, das, trifft es mich, voll leuchtender Wunder meine Schuld verklärt.

Richte dich auf! Die Schuld ist noch übervoll von Glück. Auch die Schuld gebärt die Wucht, die den Buckel gerade macht, dem Armstumpf die Hand zuwachsen läßt und das eitrige Blut voll Süße.

Eine Stufenleiter geht von der Medizin zum Gesundbeten, zum Kranken, der sich selbst flieht, sich zerstört, zum Menschen, der in der Übernahme fremder Schuld ausgleichend sich selbst lebt und vielleicht wiederum zerstörend sich verschenken wird — (in der für so viele auflösenden Tragik eines Schicksals).

REDEN GEGEN GOTT

(Aus dem Gefängnis heraus sprach einer das Folgende:)

Gott ist Einer; ich bin nur viele, aber ich bin: Wir!

I

Siehe, du stehst in tausend Fesseln gebunden. Du guter Mensch, der du dich anschickst, Gott einen Weg zu bereiten. Die Blicke, die in der Runde nach Brüdern und Schwestern suchen, fallen längst gleich spitzen Pfeilen auf dich zurück, und während dein Mund Gott jubelt, gleitet es wie Ersticken über dein Rufen. Der lodernden Flamme gleich schlagen die Gedanken empor und sehen sich um, der Wegweiser zu sein. Aber die du verirrt glaubtest, fallen über dich her und aus angstverzerrten Gesichtern trifft dich Haß und gräbt sich tief ein, und da es dich drängte und dir als Bedingung erschien, verklärten Auges in Wahrheit zu sein und wie nach einem Kampfe in selbstleuchtender Schönheit ruhend in das Glück neuen Lebens hinüberzugleiten — jene Welt, die dein Stück Leben gebärend befruchtend und krönend einbezieht, in freiem Atem zu überspannen, liebend in der Sehnsucht des

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

rhythmischen Wechsels von Tag und Nacht, des Geheimnisses entschwindender Töne teilhaftig zu werden, zu umarmen und an der Brust des andern glücklicher Zuversicht übervoll aufgelöst zu lauschen, indes fremde Umgebung sich dir zuneigt — Tiere werden getrieben, geschnellt, vorübergeschossen, kaum, daß dein Blick ein Auge erhascht, das in sich abgekehrt bleibt, Blumen beben, bis ein Hauch sie blühen und sich abwenden läßt, Hügel rollen sich auf, die Ebenen fließen und in der Ferne schwebt der scharfkantige Riß blauer Bergmassen auf und ab — netzen die Tränen dieses andern dein Antlitz, steigt der Schweiß und dumpf murrendes Flehen Kriechender zu dir auf, überfallen die gellenden Schreie Zurückgestoßener — und während das Herz sich enger zusammenkrampft, die Hand fiebernd nach dem Fremden zuckt, der Mund übereifernd sich öffnen will . . . rinnt das Blut unaufhaltsam, gleitet der Tag und die Nacht, keucht zitternd die Brust, würgt die Ohnmacht . . . du Mensch, in tausend Fesseln gebunden.

Es ist wahr, die Menschen quälen sich sehr, sich gegenseitig zu ertragen.

Eine tobende Hölle um den einzelnen. Wohin eine Hand greift: Stacheln; oder sie faßt zu, daß etwas, das schüchtern sich heben will, erstickt — erfriert; oder es zerfließt ein Scheinbild in Kot — Larven grinsen dich an, Wut bäumt sich, Hohn schwirrt und droht, der Geifer tropft. Und doch war etwas in dir, das dir zuraunte: der Mensch soll den andern in sich aufnehmen, und: klammere dich an, da geht er — dein Nächster, etwas, das die Menschen zusammentreibt, den einzelnen spaltet, zersägt und zersplittert — den Hingetriebenen. Schau unter dem Flammenbogen der Sonne, die aus dem Mauerloch dich noch herausgelockt, richte dich auf, laß deine Sehnsucht dahinströmen, Woge auf Woge, in das Weite, Unermeßliche, Dämmerungen, Schleier, Leuchtfernen — und das Gesicht, das noch im Traum der letzten Nacht deine Hand gestreichelt hat, vielleicht, um Dank zu sagen, bleibt verstoßen im Hintergrunde — kaum, daß eine leise Erinnerung dich anstößt, scheu aufflattern will und unter deinem eisigen Sehnsuchtsblick erfriert, verweht; Gift wuchert auf, es knistert, wird brüchig, da du gerade in Reinheit deinen Gott zu schauen aus bist. Die Faust muß sich ballen — schon tanzen die Gesichter gleich tollen Fratzen um dich, schwellen ins Ungeheure an, daß aus dem einen, das vielleicht in schicklicherer Minute (fühlst du) noch Gnade gefunden hätte, die Stundenkette deines Lebens sich aufrollt, die Faust ist schon längst zum Schlage erhoben, es heißt nur noch sich wehren, umsichschlagen, aufbrüllen, zertreten, auslöschen, speien — gleichgültig, wo der Müde sich anklammert, der Blinde, Lahme, der Krüppel, von der Stunde ausgesogen, weitergleitet, wie das Rad nicht stillsteht, und den Schlaf zwingen muß, der ihm die Angst entschleiert, Mord — und wehrlos sich unter seiner diebischen Feigheit krümmt, mag dann der Tag locken . . .

Sieh, du arbeitest härter als härteste Strafarbeit, du siehst deine Kräfte schwinden und andern noch Kräfte stehlen, vielleicht die Kraft zum letzten Blick — nur um bei den Menschen zu bleiben. Du, gerade du willst nicht loslassen, beißt dich fest, mußt starr in dich hineinschauen, indes die Sehnsüchte gleich feurigen Drachen um dich toben und sich auf dich nun stürzen wollen, denn du willst wahr bleiben, du willst hintreten können vor Gott und dann aufblicken — spricht jemand in dir: Glaube nur, dein Tag wird kommen — und bietest dich dar, gibst alles hin, bleibst unerschütterlich . . . bis ein Mensch, in dem auch dein Blut quillt zu neuer Kraft, und dessen Gebet in deinem Glauben tief gewurzelt war, daran zerbricht, sich noch einmal auflehnt und schreit . . . ja, gegen dich schreit . . . Dann steht das Wort, das du unbekümmert um die Freude und Not in der Gnade deiner Tage um deine Stirn gemeißelt hast: Man hat nicht so sehr die Not, an Gott — vielmehr an die Menschen zu glauben . . . dein Tagewerk, das deine Mühsale zu Melodien und deine Nähe für die unter den Deinen, die dir so ähnlich waren und mit dir lachen und weinen konnten, zu einem frohen Aufblicken, einer verheißenden Bestätigung, so daß mancher noch umkehrte, sich wieder sammmelte, mancher dich inniger umarmte und jeder vom andern hätte das Gleiche wissen können . . . Dann steht dein Glauben gegen dich auf und schwebt über dir, dich zu zerschmettern: Gott ruft dich. Tritt hin vor ihn. Daß du ihm gegenüberstehen kannst. Der Mensch im Leben eingekerkert. Das Leben im Glauben gefangen. Der

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Glaube in Gott verwahrt gehalten und ... oh, die Luft deiner Unfreiheit, umschwärmt von Sonnen gleich gaukelnden Huren für ein unmündiges Geschlecht, aufgeblasen im Atem der Freude, die hinterrücks sich selbst erstickt.

Ich reiße am Gitter. Ich schreie in die Nacht. Auch du, der du mir mein Dasein mißgönnst, komme mit, geh voran — auch du, den ich glaubte niederhalten zu müssen, lauf weiter, hier geht dein Weg — kommt alle, bin ich ein Mann, eine Frau ... ein armer Mensch, umgittert von der Welt, eingesperrt in Gott. Niemand soll helfen. Niemand denken, ich rufe um Hilfe, ich helfe Euch ja, noch ist mein Blick freier, noch hält meine Hand den Eisenstab, daß ich ihn zerbreche ... Blut ist Blut ... Halloh! Die Welt ist unendlich schön. Die Menschen sind herrliche Geschöpfe der Schönheit. Aber die Welt ist ein Gefängnis. Die Menschen sind Gefangene. Angefaßt!

(Und mußte wiederum schrill auflachen etwas schamte er sich doch ...)

II

Der Mensch, der ganz allein auf sich angewiesen wäre, ist die Spiegelung eines verwesenden Körpers. Leben, Bewegung, Ruhe, Dauer fließt aus der Beziehung, gleich zu den Menschen und Gegenständen oder zu der Beziehung der andern, zur Welt und zur Idee. Der Mensch ist eine Summe, sogar weniger Summe, vielmehr die herausgerissene, auf den Erlebensmoment gepreßte Erscheinungsform des Zusammenwirkens, Ineinandergreifens. Es nützt nichts, zu sagen: ich will mir Mühe geben, oder: wozu das, ich bin doch immer allein, ob du fiebernd dich anklammerst, die Zähne fletschest, oder die Faust gegen dich oder den andern ballst oder demütig bettelst — du fühlst dennoch und immer gleich: Ein Getriebe ist im Gange, ein Räderwerk, und ich hänge dazwischen, immer rollt ein Rad, der Tag verrinnt, die Angst steigt, Qual und Verzweiflung, du gehst wieder daran, das Brennende in dir auszureißen, niederbrechen das, wohin deine fiebernde Hand zuckt, und das doch voll warmen reinen Blutes ist. Wo die hereinbrechende Ohnmacht die Wunden bedeckt — auf wielange! Höre auf mich: Das Leid des Brüchigen ist kaum mehr als ein Schreckgespenst und eine fluchbeladene Probe, und verschwindet, bald du sie erkennst. Denn dort, wo du, scheint's, in den Felgen hängst, zermahlen wirst oder die Schreie der andern dich hineinpressen, wo du die Schultern noch einmal gegenstemmst, das Auge blind wird, magst du auch noch wild um dich schlagen — dort wirst du nicht entrinnen, ob du selbst noch tiefer hineinstürzt, dich selbst und die Menschen zu betrügen in der Furcht nach dem letzten Lachen der Verzweiflung, der ermatteten Feigheit, ob du ein Ungewisses, ein Ungeheures glaubst stillen zu können, daß du Stücke von dir opferst — nie! nie!! Siehst du, es handelt sich eben nicht um dich, höre: um dich, sondern um den Zuschuß, um den Teil, den dein Wesen von Beginn an und notwendig der Dauer des Lebens alles Seins leisten soll, darbringen muß, um das Lebendige deiner Erscheinungsform innerhalb derjenigen Beziehung, die von dir ausgeht — du ... niedergedrückt von dem Leid, verzehrt vom Leid ... das Menschenleid. Das Leben blüht weiter, auch wenn du zerbrichst.

Ich sage dir jetzt: Du bist brüchig, das Leid ist nur über dir und geht von dir aus, weil du verworren, verknotet, verstrickt, verstaubt und ein schadhafter Teil eines treibenden Ganzen bist. Warte — richte nicht die andern! Hätte man dich schon dir selbst überlassen! So aber waren alle, an die dein weiches, noch so empfindsames Kindbewußtsein sich klammerte, darauf aus, dir zu sagen: du bist, immer: du, und nicht: bist, waren darauf aus, sich mit ihren eigenen Ängsten vor dir zu verstecken und schoben das Unklare, Drohende, Lockende alles auf den Einen: Gott. Du und Gott und dazwischen Leben und Welt. Und wenn das emporstrebende Bewußtsein splitterte, anstieß — wie kann es zur Blüte gedeihen — lag die Versuchung so nahe, sich nach der Welt und dem Leben und allem, was draußen und drinnen bewegend erschien, als Ursache umzusehen, Unrecht, Kälte, den Verwesungsatem niedergebrochener Sehnsüchte gleichsam empfangend und austeilend — bis du sogar den Platz im Getriebe, der dir bereitet war, zugewiesen erhältst — oh, Mensch, sieh den bösen Weg hinter dir. Und hält dich auch deine nunmehr helle oder dunkle Beziehung zu Gott in Bewegung

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

— du gleitest weiter mit der rollenden Zeit, Blut ebbt und flutet — du, der nur noch schwankt zu dem Einen zwischen Vertrauen und Jammern, bittend, das Leid dir erträglicher zu machen, so umgibst du dafür deinen Blick mit einer Mauer hohler Erkenntnisse, deine Empfindungen voller Lügen, um schützende Gesetze: du willst ja nur weiterleben, hoffst, nicht zerrieben zu werden. aber der Blick ist getrübt, daß du dem Einen das nicht gibst, das dir selbst allein fehlt. daß du ihn liebst. Deine leuchtende Blüte, deine reifste Frucht, bestimmt für die andern Menschen um dich, voller Verantwortung für die Vielen nach dir, wirfst du weg. opferst sie Einem, dessen Wesen dir als eine Sühne erscheint, dessen Form du gebildet hast, um dich feige zu verkriechen, du Verräter, du Feigling, du Säumiger, du böser Mensch — einer, der den Anfang sucht der zurücklaufen will — oh, ich weiß: du bist das nicht. Du zitterst in deinem Leid und siehst dir die Augen wund, du zerbrichst, da du dich kämpfen und hassen siehst lügen, würgen — für eine Sekunde frei aufzuatmen, du, der mit Steinen beworfen wird, keuchend sich weiterschleppt und so voll neuer Hoffnung ist.

Sei gut! Hasse Religionen und Gesetze. Und den Gott, der in den Menschen ist.

Komm, sieh den Gott der Welt!

(Entschuldigen Sie . . .)

AUS DER MÜHLE

Von Oskar Graf.

Was der Fleiß müdgewordener Hände zusammentrug, wird verschachert. Im Dorf erzählt man unsern Untergang, jedwedes von uns hat da schon sein Schicksal.

Herrschsüchtig und roh tritt der älteste Bruder auf, und die Mutter beugt sich, sie ist ganz gebrochen. Das Haus fällt dem Bruder zu; so, nun gehen wir. Aber was ist denn da recht getan, jedwede Kreatur will seinen Teil. Besitz schufen uns gequälte Knechte und Gesellen, Besitz, für den wir nicht danken. In der Ecke weint die Mutter, hilflos stehen meine Schwestern da. Alles geht auseinander; wär's nicht besser, man würde alles verkaufen, ein großes Fest halten und dann als gute Bekannte scheiden? Aber so, so . . . Aber es ist nun so, wir sahen niemals, wenn ein Knecht müde war, oder ein Geselle.

Wieder bin ich in der Großstadt; die Wellen des Alltags umbranden mich, wie immer. Wärmer werden allmählich die Tage, und wenn so die frische Mailuft durch den Hof streicht und ich mit meinem Karren dahinfahre, oh, wie wird mir da alles zur Last! Die nichtigsten Alltäglichkeiten rufen in dieser engen Welt oft ein übermächtiges Sehnen in mir hervor. Der sonngeglättete Bach, der halbentblätterte Nußbaum, der erst ins Grünen kommt, der Schwarm Weißtauben vor der Weizenabladehalle; das herrliche Maiwetter, das sich über mich wölbt, mich aufhebt, mich trunken macht. Oh, daß ich Flügel hätte, Flügel, ja, ja! Meine Brust atmet tief, alle Muskeln dehnen sich, ein wildes Fluten und Hämmern durchbebt meinen zitternden Körper, und ohnmächtiger Trotz überfällt mich. Der Hund bellt, der Aufseher greint, die Mauer wächst an, die vergitterten Mühlenfenster dehnen sich . . . Es ist, als führe ich, ein Sträfling, im Gefängnishof. Und all dies scheint der Aufseher durchschaut zu haben, und merkt er, daß ich durch sein plötzliches Auftauchen verblüfft bin, so widerspiegelt seine gemeine Fratze einen faunisch verhaltenen Triumph. Aufflammt eine wilde Wut in mir, ich möchte mich auf den Kerl werfen, aber ach, der Hunger und die Mutter. Eine unsägliche Uferlosigkeit bläht sich auf. Manchmal durchrast mich eine wilde Lust, dieselbe abzuschütteln, achtlos darüber hinwegzugehen und es wird mir weit dabei . . . fast als ob eine Erlösung käme. Das aber sind nur kurze Augenblicke, die wie Schatten auftauchen und wieder verschwimmen, wie Rauch im endlosen Blau. Ein Druck überfällt mich jochgleich, und ich trage ihn demütig, fast selber froh um ihn; es ist, als berge er unbekannte Süße . . .

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Auf dem Griesboden stellten wir Säcke versandtfertig. Ein markdurchdringender Schrei schnitt jäh durch die monotone Regelmäßigkeit des Maschinenticktacks. Der Aufzug fuhr aufwärts. Eine Stimme rief: In den Keller! Schnelle Schritte auf den Böden; abgerissene Schreie in die Tiefe; Aufzugauf- und abfahren. Ernste, besorgte Gesichte tauchen auf; wie aus den Maschinen geboren schlüpften die Leute aus allen Winkeln, ein Auflauf zum Aufzug. Was nicht fahren kann, rennt die Stiege hinunter. Der Schrei hat Unheil gebracht. Nachdem die Oberen alle im Keller waren, zog unser Obermüller am Strick. Der Aufzug kam. Wir stiegen ein, uns alle beklomm ein seltsames Angstgefühl, dann ging es in die Tiefe.

Am Kellerboden lag ein erst heute morgen eingetretener Müllerbursche und wand sich im Blute. Stimmen raunen. Entsetzen allerseits. — Der arme Teufel wand sich ein paarmal und blieb dann in grauenhaft verzerrter Krümmung, die Fingernägel ins Gesicht eingehackt, die Augen weit aufgerissen liegen. Schleimiges Blut quoll aus seinem Mund, der noch immer zuckte, als wollte er noch sprechen, sprechen zu vielen, oder schreien, daß selbst die ewig stillen Wände beben sollten, hinaufschreien eine furchtbare Klage zur gottleeren Höhe . . . Schmerzgelähmt stand ich, und ein paar große Tränen rollten über meine Wangen. „Holt Säcke!“ rief eine Stimme. Einige entfernten sich, brachten kaum ausgestaubte Säcke und bedeckten den Toten.

Wie immer: Rädergesurr und Wasserrauschen, dumpfes Stimmendurcheinander. Alle waren schon nach oben gefahren, ich stand noch. Da — ein gellend keifendes: „Aufladen, he, haben's noch nie einen Toten gesehen, Sie!“ Erschrocken zuckte ich zusammen. Der Aufseher stand da und grinste sichtlich erfreut über seine Scharfäugigkeit. Ich fuhr nach oben, wie von Sinnen.

Nichtsachtend umbrandete mich wieder die hexenhaft grausame Höllenmelodie dieses engen Lebens. —

Und ich muß heute — in Polen oder sonstwo, wenn ich daran denke, höchstens die Achsel zucken.

DER KÄFIG

Aus einer Novelle von Richard Oehring.

— — — — — — — — — — — — —

. . . sagte: „Das vorige Mal habe ich in den dicken Bären mit meinem Sonnenschirm gepieckt, bis er gebrummt hat.“ „Ganz wie Papa Sonntag-Nachmittags auf dem Sofa, wenn wir ausgehen wollen.“ „Aber Kitty, schämst du dich nicht vor Herrn Martin?“ Herr Gottfried Martin stotterte: „Aber wieso denn, gnädige Frau?“ Wie dumm er war. Er kam sich vor wie auf einer schlechten Dilettantenaufführung. Ich deklamiere ja ganz falsch. Malve fühlte eine mütterliche Zärtlichkeit, als sie ihn so unbeholfen sah. Beinahe war sie stolz darauf. Er war versucht, aufzustehen und die Prunkvase auf die Erde zu werfen, um sich zu überzeugen, daß sie eine Pappdekoration sei: ich bin ja so elend hilflos und feige. Ich muß ja den Spiegel in Stücke schlagen, damit dieser verfluchte Dreck endlich einmal zu Ende kommt. Hassen tut man mich. Bedrecken tut man uns. — Malve, sie mißhandeln dich meinetwegen. Mit einem letzten Rest von Energie sagte er: „Es wird einmal die Zeit kommen, wo es keine Zoologischen Gärten mehr gibt.“ Dann fraß er in sich hinein.

Nach Tisch ruhte man. Gottfried lag im Herrenzimmer auf der Chaiselongue und wunderte sich. Malve saß im Zimmer der Geschwister, das noch heute das Kinderzimmer genannt wurde. Sie war halbausgezogen; das weiße Kleid für den Nachmittag lag auf dem Stuhl. Sie saß vor dem Spiegel an ihrem Bücherschrank mit offenem Haar. Zitternd hielt sie den Kamm im Haar, sie konnte nicht weiterkämmen. Ihr war namenlos elend. Im Spiegel sah sie ihre schöne weiche runde Schulter, über die schwarzes Haar stürzte. Sie zog sie hoch und küßte sie mitleidig. Sie sah ihren Schrank an. In ihm waren ihre Bücher und ihre Wäsche und die Briefe von den Freundinnen und den Männern, die sie geliebt hatten. Diese eine Ecke, dieser eine Schrank, das hatte man ihr allein gelassen. Sie schloß ihn nie zu; das mußten sie wenigstens wissen, daß der ihr gehörte. Einmal hatte ihre Mutter darin herumgestöbert. Als Malve nach Haus kam, hatte sie geschrien. Die Mutter wollte sie schlagen. Malve sagte:

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Ihr könnt alles mit mir tun, ihr könnt mir sagen, wann ich aufstehen und wann ich schlafen gehen soll. Ihr könnt mir sagen, mit wem ich verkehren soll. Was richtig und was falsch ist, wann ich lachen und wann ich weinen soll. Ich muß und will euch gehorchen, aber ich kann mich töten. Sie hatte es ganz ernst gesagt, dabei ein wenig in den Mundwinkeln ein Lächeln. Die jungen Bürgermädchen lächeln immer, wenn sie etwas Schmerzliches sagen. Am Abend setzte sich die Mutter zu ihr aufs Bett. Da hatte sie gedacht: es muß schrecklich sein, nicht einmal mehr in seinem Bett allein sein zu können.

Und jetzt saß Gottfried im Herrenzimmer. Sollte sie zu dem armen Jungen hinübergehen? Da kam ihre Mutter herein, um sich von Malve die Taille zuhaken zu lassen.

Indessen stand Gottfried in einer Ecke des Herrenzimmers, mit dem Gesicht zur Wand. Auf den Tischen standen viele leere Aschenbecher. Er rauchte und warf die Asche auf die Erde. Das gab ihm etwas Ruhe und Selbstbewußtsein zurück. Er war also hier in der Wohnung ihrer Eltern. Man nahm ihn heute zum zweitenmal freundlich auf. Er kam sich vor wie ein Maikäfer in einer Schachtel. Sie waren zehn Schritte voneinander und blieben in ihren Zimmern. Gottfried fühlte, wie ihn eine zähe, klebrige Masse in sich hineinzog. Ich hätte mich wehren sollen, niemals hierhergehen. Sie bringt mich in die Macht ihrer Eltern. Sie will es sehen. Und dann wird alles zu Ende sein. Am Ende werden wir in der Kirche getraut werden. Die Verwandten werden am Hochzeitstisch sitzen — — o mein Gott, mein Gott. Damals auf dem Ball, da war auch niemand dabei. Sie hatten sich aneinander geschmiegt. Dann war sie verschwunden. Nach zwei Stunden trafen sie sich. Er war bleich und verfallen. Er hatte gerufen: Malve. Manchmal hört er, wie er damals gerufen hat. Er hält dies kaum für möglich. Auf den Straßen hatten sie sich getroffen. In Hast. Sie ängstlich, daß sie jemand sehen würde. Er hatte unter dem Namen einer Freundin angeklingelt. Er war auch schon einmal eingeladen worden, und da gewesen, ohne daß man wußte, warum Malve ihn auf den Hausball haben wollte. Er war schlecht angezogen, sah müde aus und trank andauernd. Benahm sich schlecht und unvorteilhaft. Malve war oft zu spät zum Abendessen gekommen, war bleicher geworden. Die Mutter drang in sie. Sie blieb verschlossen. Die Mutter wurde zärtlich. Einmal gingen sie an einer Apotheke vorbei. Die Mutter ging mit ihr hinein und verlangte ein Mittel gegen Bleichsucht. Malve fühlte den Blick des Provisors höhnisch, triumphierend. Sie dachte: Du Schwein, und sah Mutter und den Kerl an. Gottfried verfratzte, krümmte sich. Bitte, nehmen Sie einen Hammer und schlagen Sie hier hin, an die Seite der Stirn, dort preßt es.

Frau Fanni sagt zu Malve: „Wenn du ihn schon zu uns ins Haus gebracht hast, dann sorge dafür, daß er sich besser anzieht. Was soll meine Familie denken?" Malve nestelte an der Taille ihrer Mutter. Sie sagte müde: „Laß das jetzt, bitte." „Du hast nicht so viel Geld, als du vielleicht denkst, mein Kind." Malve schrie: „Sag doch, wie er denkt. Sag es doch. Schlag doch offen zu." Sie hielt der Mutter das Gesicht hin. Die trat zurück: „Du bist krank, mein Kind." Malve stand im Zimmer. Ich verrate ihn meiner Familie. Warum nur?

In diesem Augenblick beschlossen beide zueinander zu gehen. Sie trafen sich in dem großen Zimmer. Sie saugten ihre Gedanken ineinander. Dann küßte Malve Gottfried. In ihm war eine anbetende Dankbarkeit. In seinem Hirn rauschte es. Sie sagte: Mein armer kleiner Junge. Seine Glieder schlenkerten ungeschickt.

Vom Wagen aus sahen sie viele helle Frauen in strahlenden Kleidern und Männer mit Spazierstöcken. Rote und blaue Luftballons hingen in Riesentrauben über den Köpfen der Verkäufer. Malve saß aufrecht mit blassem Gesicht, geradeaus starrend. Gottfried bewegte öfter seinen linken Arm. Frau Fanni trug einen roten Sonnenschirm über ihrem großen Florentinerhute. Sie saß stolz unter dem doppelten Baldachin, den sie sich selbst trug. Herr Eisler blätterte während der ganzen Fahrt in einem Notizbuch. Kitty auf dem Bock knallte mit der Peitsche, und der Kutscher lachte blöde über das forsche gnädige Fräulein.

Es war nicht anders zu erwarten, als daß man auf der Terrasse im Zoo saß. Man hatte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sich mit der halben Verwandtschaft getroffen. Die Tanten starrten Gottfried mit strengen, rücksichtslos neugierigen Blicken an. Irma mußte ihrer Cousine allerhand erzählen und nahm Malve mit sich. Gottfried blieb sitzen, seine Beine waren steif. Er wollte all das aushalten. Malve sollte gewiß keine Schwierigkeiten haben. Unter dem Tisch rieb er verstohlen und emsig auf einem alten Fleck in seinem Jackett. Malve sah zurück, sah ihn sitzen unter den Leuten, unter denen sie seit zweiundzwanzig Jahren lebte. Er saß verschüchtert da. Sie fühlte, wie seine Augen sie suchten. Sie wollte ihn holen, an die Hand nehmen. Das kleine Brüderchen hatte alle Spielsachen zerbrochen, und nun sollte es keiner merken. Irma nahm ihren Arm, und die Cousinen gingen in ihren weißen Kleidern, zwischen den eleganten spöttelnden Herren und all den andern tuschelnden aufgeregten Bürgermädchen. Die Blicke der Tanten hielten sie stolz und befriedigt an der Kette. Gottfried kreuzte die Hände. Wie war das? Diese Leute hatten ihr Leben bestimmt. Da ist ein Bürgerhaus mit einem Garten und einer Mauer darum. Und eine weiße Blume wächst in dem Garten, blüht mit solcher strahlenden Kraft, blüht, blüht. Sie ist eine tiefe hingegebene Liebe. Ein unendliches Leben will ausströmen. Eine Mauer bröckelt. Ein Leben will — und Wurzeln saugen sich tausendfältig in den Boden. Ah, sie fühlen den Schatz, das inbrünstige Geschenk. Und Furcht kommt. Es nie verlieren zu können. Es könnte alles sprengen. Aus Furcht, aus feiger, elender Furcht läßt man sie verdorren. Malve, Malve. Ein Fremder sieht über die Mauer, ist festgenagelt an ein Kreuz. Ich darf sie nicht ausreißen. Wenn Gottfried ganz glücklich ist, träumt er, die Blumen könnten gehen. Wie ist es möglich in diesem Boden. Welche unermeßliche, selig vernichtende Kraft hat ein Mensch. Nein, nichts Fremdes soll hinein. Wir haben alle gemußt. Als wir noch Tanzstunden hatten, da haben wir nachts am Fenster gewartet, daß der kühne Befreier käme. Und Tante Erna mußte einmal fortgeschickt werden, weil sie einem Postbeamten nachlief. Meta war neunundzwanzig, als sie noch eine Ohrfeige von ihrem Vater bekam. Da wollte nun dieser ungeschickte, schlecht angezogene Mensch, der ein so verlegenes Gesicht machte, über die Mauer. — Und was hatte Malve, seit sie ihn kannte? War sie glücklicher? Sie wurde bleicher, sprach im Schlaf. Fanni hatte ja alles erzählt. Wie gedrückt sie manchmal aussah. Gottfried wurde finster, saß gebückt da. Das war alles so furchtbar laut. Es war so, er konnte gar nichts. Sein Vater hatte recht. Er würde nie ein Examen machen. Er sollte sie lassen. Sie machten sich kaputt. Er war verdammt, alle zu quälen. Er raffte sich auf, verzog sein Gesicht zur Freundlichkeit. Ein Abgrund und eine Brücke. Sein Herz stürmte hinüber: Zu Malve. Sie an die Hand nehmen. Mit ihr in den Wald laufen.

„Tante Ulrike hatte neulich Besuch von ihrem Professor, dem Ehrhard Kanzow. Sie konnte es mir nicht verhehlen, sie war unruhig, solange ich da war. Na, ihre Jugendliebe verabschiedete sich bald. Das wird sie nie verwinden, ihr Mäxchen ist als Sanitätsrat gestorben." Malve bebte. Sie machte ihren Arm von Irma los. Sie sah das steinerne Gesicht ihrer Tante Ulrike, hörte sie von ihrem guten Mäxchen sprechen. Damals mit ihr die Reise nach Italien, das Herumlaufen in den Museen. Die abgehackte Stimme. Malve dachte an Gottfried: warum bringe ich ihn hierher? Nein, er soll nicht auch. Er soll mich nicht quälen, ich will gut sein. Sie müssen uns ja verstehen. Ich kann es nicht ohne sie. Nur kein Haß.

Ein Onkel Paul ging durch den Garten und suchte sein süßes Nichtchen, sein geliebtes Mulleken. Er würde ihr ein Armband kaufen. Er trug ihr Jackett. Es würde kühl werden. Und sie friert so leicht. Onkel Paul ist traurig. Malvechen sieht ihn oft so an, ganz lange, so furchtbar bittend. Er konnte doch nichts machen. Er würde ja alles kaufen. Er wurde von allen bemuttert, so wie früher, als er noch der kleine Bruder war und seine großen Schwestern ihn an der Hand führten. Sein Geist war damals stehengeblieben und hatte aufgehört zu gehen, als Ulrike die ganze Nacht so furchtbar schrie. Und er hatte gar nichts begriffen. Er wußte auch heute noch nichts. Er getraute sich sein ganzes Leben nicht, endlich zu fragen. Das war dann noch öfters geschehen, Fanni und die andern. Und jetzt hatte er Angst, daß alles wiederkommen würde. Er rannte durch den Garten. Die Leute sahen dem kleinen plumpen Mann nach mit dem hellen gelben

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Jackett auf dem Arm. Niemand hat ihn verstanden. Nur Malvechen konnte so zärtlich sein. Der arme Onkel Paul lief an ihr vorbei. Sie rief: Onkelchen. Er lief zu ihr, trippelte vor ihr hin und her, hatte Bewegungen wie ein junger Hund. Malve ging mit ihm, ihre leichten Schritte waren ihm ein Tanz. Sie sagte: „Gutes Onkelchen, Malve lieb haben." „Was will denn mein kleines Mulleken haben? Ein Armband und Schokolade?" Er lachte wie ein kleiner Junge, der einen Bonbon in der Hand versteckt hält. Da lachte Malve einmal hell und voll Kindsein. Dann ließ sie ihn stehen. O, Malve kommt zurück. Im weißen Kleid. Sie lacht: „Komm doch, Gottfried!" Er machte eine schiefe Verbeugung gegen den Tisch, stand auf: „Gnädige Frau gestatten?" Sein Kopf ist ein verbrennender Lampion. Er macht zuletzt noch eine wundervolle Fratze. Tante Erna zieht Malve zu sich heran: „Nun, mein liebes kleines Nichtchen, warum besuchst du unsere Irma gar nicht mehr? Ihr wart doch früher so oft zusammen. Ihr müßt doch zueinander passen. Ihr seid doch Cousinen."

Malve und Gottfried gingen. Irma rief ihnen nach: „Um sechs Uhr treffen wir uns alle zur Raubtierfütterung." Die Zurückbleibenden sahen ihnen nach. Irma voll Haß. Sie war ein Jahr älter als Malve.

Gottfried fühlte sie neben sich. Etwas so unsagbar Weißes. Sein Herz ertrank im Glanz. Malve fühlte sich beruhigt. Gottfried benahm sich rücksichtsvoll gegen ihre Angehörigen. Daß er so still war und ab und zu ohne Stichwort ein wenig ungeschickt sprach, das konnte ihm niemand übelnehmen.

Aber war es wirklich gut so? Ob er wohl litt — sie sah ihn von der Seite an. Er war bleich, aber nicht mehr als sonst. Etwas Willenloses war in seinem Gesicht. Etwas, was sie sonst nur bei Mädchen gesehen hatte. „Du, sag doch, es ist doch ganz gut so. Meine Eltern meinen es ja gut mit mir." „Ja, Malve." „Ich wollte doch, daß ihr euch kennen lerntet, du und meine Mutter. — Sie sorgt sich so um mich." Und weiter drängender: „Ich will nicht diese Heimlichkeit. Diese Lüge. Ich kann es einfach nicht, Gottfried. Du, wie sie mich dann immer ansehen. Als wäre ich eine Sünderin. Was tue ich denn ihr? Kann man denn nichts wollen, ohne einem andern wehe zu tun?" In Gottfried war ein kindhaftes Weinen. Er sah sie umzingelt von vielen Leuten, mit einer Strieme im Gesicht. Sie wurde von Nonnen ihm vorbei geführt mit blutlosen Gesichtern. Sie ging an ihm vorbei mit einem leidenden Lächeln. „Sie mußte dich ja hingehen lassen. Sie wußte, daß dich ihr Vertrauen halten würde wie eine Kette. Ach, immer dasselbe. Immer knechten sie uns durch das."

„Gottfried, was sagst du? Was sagst du, Gottfried — oh." „Malve, warum tut es so weh, unser Herz? Deine Augen — Sie werden uns ja vielleicht begreifen. Ich glaube deine Mutter richtig zu sehen. Du bist die Rechtfertigung ihres ganzen Lebens. Dein Vertrauen gibt ihr Kraft. Es ist ein so ungeheures Geschenk. Sie fürchtet deine eigenen Wege. Ich will zu ihr gehen — was willst du tun —" Gottfried hielt sich an einem Geländer; in seinen Knieen brach er zusammen. „Ja, es ist — es mag ganz gut sein so. Ich hatte solche Angst, wehrlos zu werden. So, wenn ich draußen bleibe, bin ich ihr Feind. Ich bin ihnen nicht verpflichtet. Aber dann — der Kampf mit dem verborgenen Haß. Nein, unser Zusammensein ist allein unsere Sache —" Er war zerbrochen. In ihm stammelt es: „Was ist denn nur eigentlich. Ihre Mutter? Oder ist es etwas anderes? Bin ich's? Ich weiß ja nichts mehr, nichts mehr. Ihr alles sagen, alles — aber ich kann ja nicht."

Malve riß ihn hoch, brannte ihren Blick in ihn, preßte ihn im Gehen gegen ihre Schenkel: „Du, nimm mich fort von ihnen. Sie töten mich." Er senkte den Kopf, sagte voll Scham: „Wir werden zusammen fortgehen." Er hatte nicht den Mut, sie an sich zu reißen. Sie bekam Angst vor seiner Willenlosigkeit: „Sag meine Malve, sag ein einziges Mal meine Malve." Er mußte ihr ja alles sagen, neulich von der Dirne. Er fühlte sich ganz voller Liebe. „Ich kann doch nicht. Du bist — du bist Malve, die ich liebe."

Sie gingen dahin zwischen den Tieren und den Menschen. Auf einem glühenden, einsamen Wege.

Die Hitze machte schlaff. Die Gesichter, die Augen waren feucht von Schweiß. Es stank fürchterlich. Die Leute lagen im Gedränge Leib an Leib. Ehefrauen und junge

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Verkäuferinnen, Backfische und Kokotten; biedere Bürger und die junge elegante Herrenwelt waren mit den Frauen gekommen. Irma dicht an Gottfried: „Was der schwarze Panther für eine Wut hat!“ Frau Fanni war etwas indigniert. Sie schämte sich vor Malve und zankte sich mit Hanni und Kitty herum, die unzufriedene Gesichter machten und in den Kino wollten. Junge Frauen hielten ihre Kinder auf den Armen. Längs der Käfige wich keiner mehr, während die Zuspätgekommenen sich wie eine dicke Schlange durch die Mitte schoben. Die Wärter standen mit pfiffigen Gesichtern in den schmalen Gängen längs der Käfige. Die großen Tiere rannten ruhelos auf und ab. An der Wand sich halb hochrichtend, drehten sie den Körper auf den Hinterpfoten herum. Manchmal rissen sie die weiten Mäuler auf. Der rote Rachen riß die riesigen Köpfe in zwei Hälften. Heiseres, murrendes Brüllen voll unterdrückter Wut. Ein furchtbares, haltloses, zusammengepreßtes Warten, eine wahnwitzige Spannung machte die Tiere irr. Die Panther kauerten in den Ecken, unfähig, sich noch zu bewegen. Die Weichen bebten, in den Nüstern war Blut. Einer winselte und miaute kläglich. Die Augen starrten. Über allen war ein schrecklicher Dunst, verwirrte die Köpfe. Die Menschen schwitzten. Standen gebannt, bewegungslos. Kitty krampfte die Hände an die Eisenstange der Barriere und nahm langsam willenlos die Haltung des Panthers an, der vor ihr im Käfig kauerte, mit grünen Pupillen blinzelte. Die Augen waren ganz spitz. In einen Punkt gebohrt. Die Männer fühlten dumpf die Unruhe der Frauen, drückten ihre Arme. Krankes Lachen gellte. Die Wärter standen ruhig vor den Käfigen. „Wann füttern Sie denn, es ist ja schon halb sieben,“ sagte eine junge Frau. Gottfried und Malve standen an einem Käfig mit kleinen Leoparden. Sie konnten nicht mehr hinaus. Sie empfanden Ekel. Sie legten sich leicht und ohne Scheu aneinander. Es gab ihnen Freiheit, zu wissen, daß sie nicht mitempfanden. Auf einmal zuckte Malve zusammen. Und beide sahen den Blick der Tante Ulrike auf sie gerichtet. Aus dem Gesicht war die Starrheit gewichen. Sie sah leidend aus. Trauer, Neugier, Haß, Neid, irres Verlangen. Sie zitterten, zu schwach, wegzulaufen. Malve sagte: „Als Kinder haben wir immer vor den Käfigen gestanden und gezittert: Tier brülle doch, brülle doch ein einziges Mal. Es mußte doch brüllen.“ In diesem Augenblick stieß der große Löwe einen Schrei aus. Die Tiere sprangen gegen die Gitter. Große Fleischstücke flogen durch die Luft. Körper warfen sich auf sie voll Gier und Verzückung. Dann lagen sie ohnmächtig auf ihnen. Fauchen und Knurren. Krachen von Knochen und das schnalzende Lecken der großen Zungen. Die Gesichter waren fahl. Noch eine halbe Minute, und dann schob sich die Menge hinaus. Fast ohne Worte. Malve und Gottfried lehnten aneinander. Ihre Mutter sah sie, traute sich nicht, zu ihnen hinzugehen. Gottfried hatte seine Hand in Malves gelegt, und beide falteten ihre Finger ineinander, fest, krampfend. Sie gingen matt und elend. Ziellos durch die leeren, dunkelnden Wege. Vorüber an den schwarzen Käfigen. Vom Restaurant her schlug Musik in die schwüle Stille.

Während sich schwatzende Menschen in vielen glänzenden Restaurants drängten. Während eine lahme Frau an einem Fenster saß, den Blick durch Häuser verriegelt. Während in vielen kleinen kastenartigen Stuben einsame verschollene Menschen in pochender Angst hockten. Während die Musik intonierte. Während ein Vater am Stammtisch saß und verzweifelt an seine Frau dachte. Während junge, kindliche Mädchen sehnsüchtige Arme ausbreiteten. Während Menschen gläubig in Kirchen, Kinos und Theatern zu Hellem aufschauten. Während Menschen sich erschossen und geboren wurden. Während der berühmte Bühnenstern frenetisch applaudiert wurde. Während Arbeiter zur Nachtschicht in Bergwerke und Fabriken gingen. Während Mädchen die Frucht ihrer Leiber töteten. Während Knaben in rauchigen Kneipen Bier tranken . . . Weite Felder standen voll Garben. Segel leuchteten auf tiefblauen Meeren. Wälder rauschten. Kinder lachten sich an . . . Während der sanfte Abend in diese bebende Stunde sank, lagen zwei Menschen Körper an Körper und waren voll endloser hinströmender Liebe und wollten sich alles schenken und blieben Verwünschte und Verfluchte.

Malve und Gottfried saßen halb unter

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Büschen auf einer Rasenböschung. Sie dachten nicht daran, daß jemand kommen könne. Im Restaurant spielte die Negerkapelle in roten Fräcken. Um sie herum waren die leeren Käfige. Manchmal war es ihnen, als wären sie von den Gittern umschlossen. Sie herzten sich und küßten sich, und ihre Körper drängten sie einander nah, ganz mit Bewegungen von Menschen, die eine Wollust empfinden. Irgendwie wollten sie sich ein bißchen Freude schenken, und sie waren so verarmt, daß sie nichts anderes fanden als dies, das ihnen in ihrer augenblicklichen Lage gar kein Bedürfnis war. Ganz tief innen war eine unendliche Sehnsucht, die Kleider abzutun und sich nackt in Armen zu liegen, frei und herrlich. Oder arme lumpige Kinder zu sein und einander in der Gosse zu küssen. Vielleicht unter einer Brücke zu erfrieren und tot, mit glücklichen Gesichtern aufgefunden zu werden. Graue Leute im Schnee würden um sie herumstehen. Alles würde zu ihnen gut sein, und ihre toten glücklichen Gesichter würden voll Dank sein. Malve, Malve, wie haben sie dein dankbares Herz betrogen: Die Lust unserer Körper aber ist endlos tief verloren und verdammt. — Sie ließen voneinander ab. Machtlos, dem eigenen Wunsch Erfüllung zu gewähren. Gottfried saß krumm mit gesenktem Kopf. Malve zitterte in der Kühle. Tiere schrien im Schlaf. In der Stadt überall flammten auf die elektrischen Lichter. Die Last des Tages schwoll an.

FEINDE RINGSUM

Die Möglichkeit des Verkehrs ist von der Kraft der Einzelnen zueinander abhängig. Daß über allem nicht der Wert und Wertunterschied regiert, sondern der Zwang zur Übernahme fremden Leids, der in seinem Willen zur Auflösung sich als Bedrückung und Belastung erweist und entsprechend dem wahrhaften Strom der Wertquelle (Wert gleich Glück) des andern auch so empfunden wird. Die doppelte Schuld trägt der Belastete. Zu mir gehört nur die Wirkung des andern als Verkehrsmittel, nie der andere selbst, von mir aus irrig aufgelöst!

Es ist unerheblich, gegen den Staat zu sein. Gesetze sind eine unsicher kindliche Vorstufe. Löst man sie auf — selbst zweifelnde Versuche zum Jasagen. Wer aber wirklich Ja sagt, durchwächst den Automatismus des Staates, so daß die Möglichkeit eines Konfliktes auch die Probe auf die Reinheit des Lebenswillens ist.

Eine bis zum Atemzug gesteigerte Verengung und Zwangsprojektion durch einen fremden, unkörperlichen Organismus müßte, wird sie psychisch zum Automatismus aufgesogen, das klarste und glückstärkste Lebensbewußtsein gebären und würde in der Tat entfremdenden Bedrückungen soweit enthoben sein, daß alles fremde Leid diesem Bewußtsein konfliktlos zuströmt.

Keiner soll sich um den andern kümmern und nicht eher ruhen, als bis er soweit ist, daß die Existenz dieses andern von selbst für ihn Intensität steigernd wirkt. Es ist durch die ewig und geordnet steigende Zahl der ihm Zuströmenden, mit denen die gleiche Entwicklung der Auseinandersetzung immer wieder die gleiche Probe verlangt, ausgeschlossen, daß der Mensch an der inneren Glut freiwerdenden Glückes verbrennt. Die neugewonnene Wucht bleibt in das entsprechend gleiche Verhältnis zur Übernahme gesetzt. Man wird sich und hundert Schwächere in sich mitleben.

Aber ich empfinde, daß die Zeit da ist, auch die Gesetze der Schwerkraft aufzulösen. (Die Wunder der Bibel werden eine Spielerei sein.) Es bröckelt bereits an der Kruste vom Bewußtsein entblätterter Naturgesetze, der neue Mensch dehnt sich. Aber . . .

Ich habe manchmal niemanden um mich, an den ich mich klammern (möchte) kann. Tiere fliehen und Steine bleiben fast immer gleich. So bin ich dann an allem schuld. Daß heut einer nicht mehr leben mag und von einer Kugel fällt oder überfahren wird oder sich an einer Krankheit würgt, und daß die Kraft eines Arms nicht mehr die Wasser teilt und neue Sonnen aufreißt. Aber es wird Einer kommen, das werden dann Wir sein.

So ruhig sage ich das . . . Menschen, die ich für mich gleich Spinnen sehe, Säumigen, Verzerrten, Bedrückern, Aufgeblähten, Giftigen, Lügnern, Freßsäcken, Vampyren, Mitmenschen . . . alles meine Schuld!

(Es gibt ja keinen Feind als sich selbst.)

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEMERKUNG

Thomas von Kempen sagt in der „Nachfolge Christi“: Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist — zur Unruhe in Wissen und Fühlen nach seinem Gott, um die Gnade der Sicherheit, in Gott zu sein. In übertragenem Sinne: Um das Fortfließende des Bewußtseins, für das Bewußtsein des Ichs, in der Wucht des expansiven verantwortlichen Selbstseins.

Es erscheint u. a. auch notwendig, das Bewußtsein zu wecken, den Ablauf eines Bewußtmachens vorzubereiten, eigenes und fremdes Selbst zu entblättern, zu bekennen, sich und andere. In diesem Sinne war von Otto Groß und mir eine Zeitschrift geplant, doch sind die Vorbereitungen durch Überwindung der eigenen Widerstände sehr langwierig. Es soll in der Zwischenzeit gesammelt werden.

Dieses Heft stellt eine damit nur in losem Zusammenhange für sich alleinstehende Veröffentlichung dar. Es kann eine Vorarbeit und auch werbend sein und soll mich selbst für meine Aufgabe sicherer machen.

Es ist schwer noch möglich, sich verständlich zu machen; überhaupt zueinander zu sprechen. Ein Versuch weiter ist die von seither übernommene Form der Kunst literarischer und bildlicher Darstellung. Auch wird man Zeichen und Klang neu und im wechselnden Rhythmus zueinander fühlen, hören und wissen lernen. Und sich weiterhin um die Verständigung und ihrer Mittel bemühen.

Vom gleichen Verlage wird demnächst ein Heft Zeichnungen von Georg Schrimpf versandt werden.

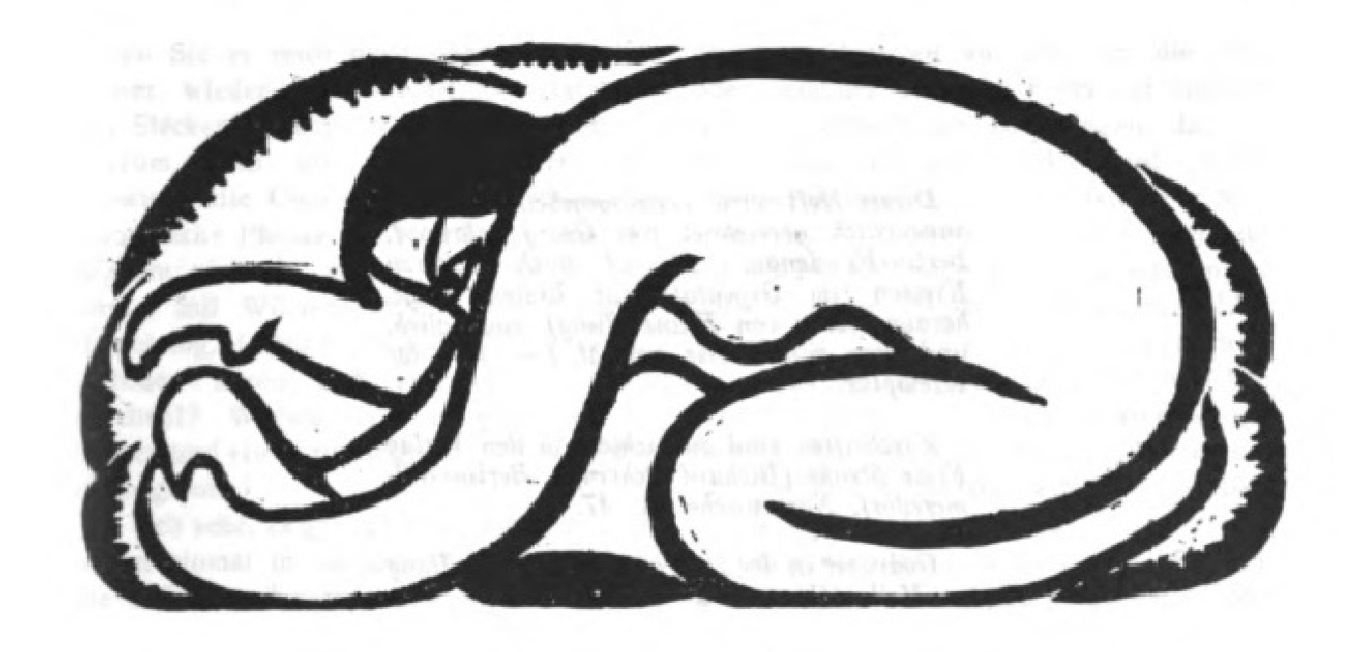
Franz Jung



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

An Dich — Erde!



Zweite Folge der Vorarbeit.



1915

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dieses Heft wird herausgegeben und verantwortlich gezeichnet von Georg Schrimpf, Berlin-Friedenau. Es ist auch weiteren Kreisen (im Gegensatz zur Ersten Folge, herausgegeben von Franz Jung) zugänglich, und zwar zum Preise von M. 1.— für das Exemplar.

Zuschriften sind zu richten an den Verlag Freie Straße (Richard Oehring), Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 47.

Gedruckt in der Druckerei von F. E. Haag in Melle (Hannover).


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

BRIEF AN C. D.

Ihr Brief kann ja meinetwegen gut sein. Und Sie haben es endlich begreifen können, wenn Sie mir Unverständnis zusprechen, die ich für Ihre, sich immer wiederholenden Besprechungen haben sollte. Aber zu einer entscheidenden Einstellung mir gegenüber haben Sie es noch nicht gebracht. Es ist immer wieder Ihre literarische Halbheit, das Steckenbleiben, das Rühr-mich-nicht-an. Warum noch über meine Bilder eine schwunghafte Dialektik, eine ästhetisch-philosophische Phrase als Schluß des Briefes? Warum nicht ja, nicht nein! Wozu noch immer mit Wörtern herumwerfen: Kunst, Beziehung, Leben? Und dann hinter vier Wänden sitzen und verzweifelte Miene machen!? Warum nicht heraustreten, anfangen und etwas zu Ende führen, um wieder zu beginnen?

Ich sehe, es genügt Ihnen nicht, was ich schon einmal in wenigen Worten erklärte. Sie sollen es darum noch einmal hören, so gut ich es kann, vielleicht das letztemal. Denn fortan werden wir versuchen, mit einer anderen Sprache zu den Menschen zu reden; bisher stand man nur verständnislos einander gegenüber. —

Sie wünschen, daß ich über Kunst in seiner Beziehung zum Leben und mit inbegriffen den Zweck und Ziel meiner bildlichen Produktion mich erkläre.

Nichts habe ich gegen „Kunst" an und für sich einzuwenden, sie ist bloßer Begriff und Zeiterscheinung und hat somit im Grunde so wenig mit mir zu tun wie mit meinen Bildern. Aber auch mit der „neuen" Kunst ist es dasselbe, so lange sie noch Kunst ist. Sie hört damit auf, „neue Kunst" zu sein, wenn sie vorhanden, wenn sie da ist, d. h. wenn sie unmittelbarer Ausdruck, Spiegelbild eines Milieus eines vorhandenen religiösen Welterlebens ist. Wozu dann noch „Kunst"! Das Wort kann eine Wertung haben, solange der zweite und dritte usw. der Darstellung unterliegt: = fremd, beziehungslos zum Gegenstand ist. Sie und fast durchweg alle jüngeren Literaten und Maler produzieren auf und um die Idee oder bemühen sich, die Form auf intellektuellem Wege dahin zu zwingen, daß sie Ausdrucksmittel dieser Idee wird. Jenes Ausdrucksmittel wird aber letzten Endes „literarisch" bleiben und wird sich auf solches Milieu beschränken. Es wird immer beim Versuch bleiben. — Denn jenen fehlt es an der positiv religiös-ethischen Voraussetzung und einer ebensolchen Notwendigkeit als Ursache zu einer unmittelbaren Mitteilung. Je mehr Worte aber um Dinge sich drehen, desto mehr verliert es an Wert und Bedeutung.

Sie werden mir entgegnen, wir Jüngsten, wir sind es, wir sind die verkörperte Idee, die Interpretatoren (literarisch) einer neuen Weltauffassung. Es kann für Sie und alle, solange sie sich in dieser Idee bewegen, gut sein. Bleibt aber „Idee", die nichts weiter ist und sein will als Kunstproduktion. Und solange sie sich nur auf solche beschränkt, solange wird der Darstellende und was das Wichtigste ist, der Produzierende unehrlich und verlogen erscheinen. Wenn mir gesagt wurde, daß ich mit meiner bildlichen Darstellung eine Stellung innerhalb der literarischen Welt einnehme, so beruht das auf einer völligen Verständnislosigkeit meiner Bilder. Es scheint mir am allerunwichtigsten, mit meinen Bildern mich mit der bildenden Kunst und der Literatur auseinanderzusetzen, und es ist, — was Sie selbst erklärten, — nicht die geringste Andeutung in den Bildern da, die auf eine

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stellungnehmende Richtung innerhalb der bildenden Kunst schließen könnte. Der Zweck meiner bildlichen Darstellung ist vielmehr der: das mitzuteilen, was im Menschen mehr oder weniger bewußt sich versteckt hält und schlummert; was man ängstlich hinter vier Wänden in die Ohren spricht; um das herauszuholen, was hinter jedem Auge, hinter jedem Leib gefesselt und gebrochen ist und nur durch eine Wand gehemmt ist, um den Schrei heraufzubeschwören, der die Wand durchbricht, um endlich das von sich zu werfen, an das man sich ängstlich und verzweifelt klammert. Nur um eines bedarf es, um es wegzustoßen und dann unterzutauchen in der Flut endloser Freude — des Seins. Der Welt — Nur um eines. Ein Zeichen. Eine Tat. Nicht die Bilder sind das Zeichen, die Tat, vielmehr ist es die Wucht und Kraft des Ich, die ausstrahlt, überwältigt und mit sich reißt. Alle andern Dinge, die sich darauf beziehen, wie die bildliche Darstellung, sind ein notwendiges Mittel zur Verständigung, eine Mitteilung, ein Wink, eine Aufforderung zu dieser großen Tat. Das heißt, die Bilder sollen Mittel und Weg zeigen, der zurück zu sich selbst und hinaus führt, sie sollen ahnen lassen die große Freude und Schönheit aller Dinge, sie sollen Ausdruck und Symbol der Reinheit und Herrlichkeit des Weltdaseins sein. Sie sind das Manifest des religiösen Erlebens aller Dinge Zweckmäßigkeit, Sinn und Rhythmus, das religiöse Erleben sexuellen Geschehens als treibender, ausstrahlender Mittelpunkt aller Beziehung: Ich. Welt.

Ich weiß nicht, ob ich Ihnen alles gesagt, d. h. erklärt habe. Es ist nur ein kleiner Bruchteil hier gesagt worden, und doch ist es genug für den, der Augen und Ohren hat. Und zu diesen sollen die Bilder sprechen, denn es ist vorläufig so die beste Möglichkeit, mich auszudrücken, mit jenen mich zu verständigen. Und ich glaube, alle müßten es so verstehen, ohne noch ein Wort, eine Erklärung, einen Beweis darüber abzugeben. Wer es aber nicht erfassen kann, der bleibe stehen und verdorre, und er wird hinweggefegt vom Sturm und Kraft und der Herrlichkeit des Lebenden, des Seins. —

Wenn Sie Ihre Meinungen und Beweise über den Haufen geworfen haben, dann sehen wir uns wieder. Bis dahin entschuldigen Sie mich

Schrimpf

Ein roter Himmel schmiegt sich an gebauchte Berge, die quälend nach der Erde suchen. Keine Blume lastet . . .

Verschmähung wird ein Baum, der Säule sein will, versöhnend, und zum Himmel neigend.

„Sage nicht Mutter zu mir, und nicht Weib und nicht Liebliche, du — — — —“

Aus jauchzenden Körpern wächst eine Inbrunst — alles vergessend — mit dröhnenden Schritten über Qual und Tod — hinübergehend, wie sich schenkend —

Aus Himmel wiederkommend, trunken, wie übervolle Kelche, die auf langersehnte Zecher warten —

„Trink! Du!“

Oskar Graf.
Zu dem Bild: „Das Land der Frau“.

90. Psalm, 9: Wir bringen unsere Jahre zu wie ein Geschwätz.

126. Psalm: Wenn der Herr die Gefangenen Zions erlösen wird, so werden wir sein wie die Träumenden. Dann wird unser Mund voll Lachens und unsere Zunge voll Rühmens sein. Da wird man sagen unter den Heiden: der Herr hat Großes an ihnen getan. Der Herr hat Großes an uns getan, deß sind wir fröhlich. Herr, wende unser Gefängnis, wie du die Wasser gegen Mittag trocknest. Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten. Sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



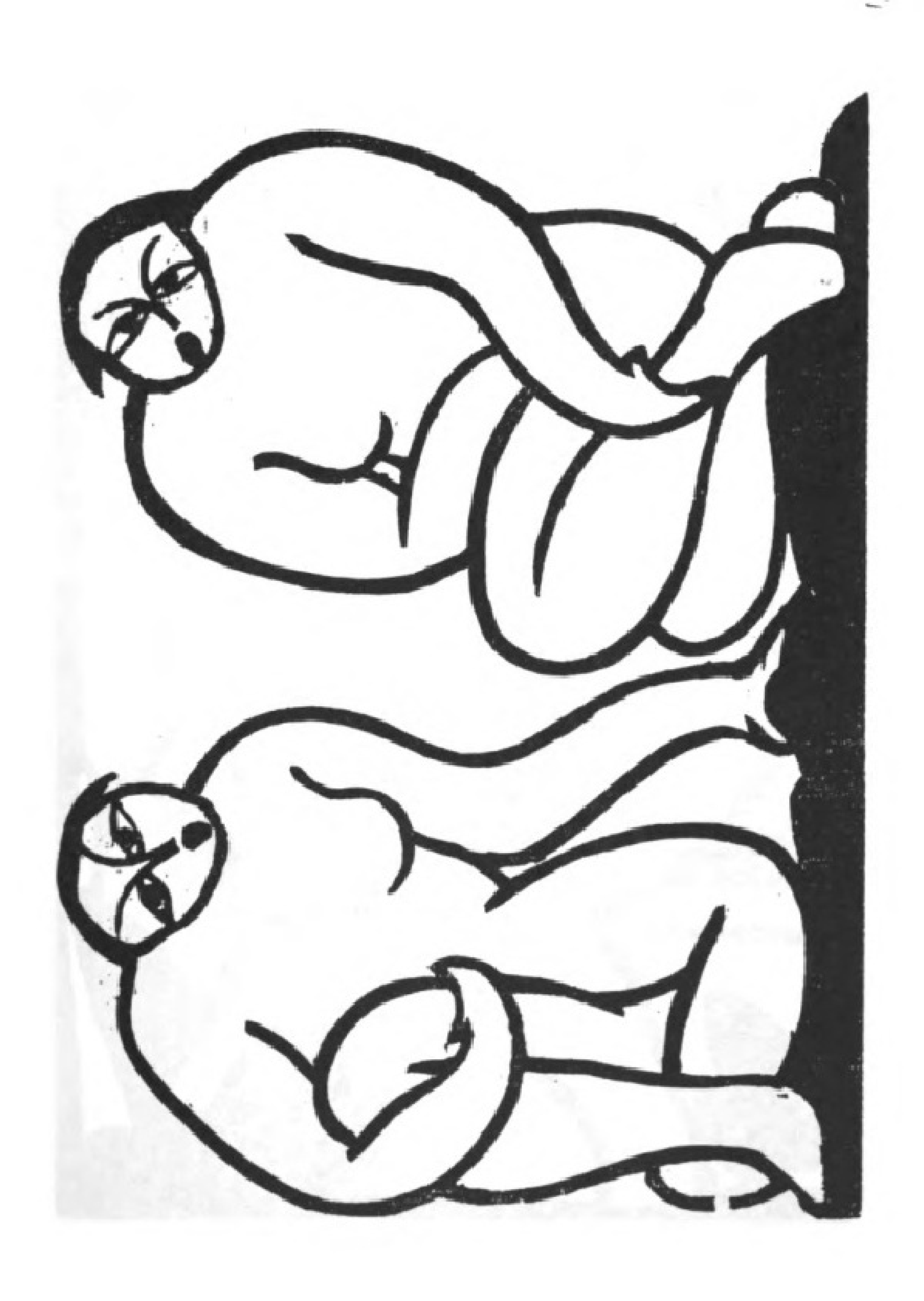
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

WEITERE MITTEILUNG.

Diese zweite Folge einer Vorarbeit bezweckt wie die erste und die nachfolgenden, alle uns nahestehenden Menschen aufzurufen zu einem großen umfassenden Bekennen. Dieses soll nicht auf eine bestimmte Form, und auch nicht auf irgendein festgelegtes Programm hinarbeiten, es beruht vielmehr auf der Kraft und Sicherheit des einzelnen, der von vornherein restlos von sich selbst überzeugt ist. Die Vorarbeit wendet sich daher nur an Wenige, nach außen hin Getrennte und bisher Alleingehende. Die Geschlossenheit, das Miterleben des einzelnen und das Bewußtsein einer Erfüllung ist die erste und wichtigste Voraussetzung. Das Entscheidendste ist dasjenige — das alle Philosophie und Religion in den Schatten stellt, — das Herantreten und Eingehen in den einzelnen, das gegenseitige Aufrichten, der Glaube an den Menschen und seine Intensität, der restlose Wille zur Bejahung von Mensch zu Mensch. Alle anderen Dinge, die dazu beitragen zu einer Verständigung und Mitteilung, wie die literarische und bildliche Darstellung, sind nur Mittel und Zweck, an den einzelnen näher heranzutreten. Vorläufig werden wir alle Mittel heraufholen und neue hinzustellen, die es ermöglichen, sich noch besser und klarer zu verständigen.

Eine weitere Folge wird demnächst im gleichen Verlage von Richard Oehring erscheinen.





Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Dem Anderen in Dir

Dritte Folge der Vorarbeit



1916

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Verantwortlich für die Herausgabe und den gesamten Inhalt ist Richard Oehring, Berlin-Wilmersdorf.

Zuschriften, die eine tätige Stellungnahme zu dem Zwecke dieser Veröffentlichungen enthalten, werden erbeten an Richard Oehring (Verlag Freie Straße), Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 47

Dieses Heft wurde gedruckt in der Druckerei von F. E. Haag in Melle (Hannover) in einer Auflage von 200 Exemplaren.

Digitized by Google

Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEMERKUNG

Programme entstehen aus der Schwäche, das Leben zu bejahen, und dem Zurückweichen vor der auflösenden Erkenntnis, daß alles äußere Tun Projektion der einzigen gleichen Sehnsucht ist. Das schmerzhafte Suchen nach der vollen Bestätigung meines Lebens — die Sehnsucht, mich in meinem Tun durch meinen Glauben voll bejahen zu können, frei von Schuld zu werden — rein zu sein. Und die Erkenntnis, nur dann rein sein zu können, wenn ich die Möglichkeit einer Vereinigung zwischen dir und mir innerhalb meiner Reinheit finden kann. Niemals ist der andere wegzuleugnen. Und niemals bist du, ist ein Ich wegzuleugnen. Was soll ein Individualismus, der theoretisch meine Beziehung zum anderen zu ertöten sucht, um mich frei zu machen — mich frei zu machen von einem Leid, das da ist wie Baum, Stein, eine Wirklichkeit für mich. Was soll eine Lehre, politisch oder religiös gefaßt, die mich wegleugnet. Ich und du, wir sind beide unleugbar einander da. Beide geboren von der Mutter zu Bruder und Schwester, einander suchend in tiefen Ängsten. Spekulant und Zuhälter, Dirne und Nonne, Wüstling und Asket, Herr und Diener, Trotziger und Ergebener — unterschieden nur in der Form der äußeren Projektion einer einzigen Sehnsucht und fordernden Notwendigkeit, deren Nichterfüllung zu den unzähligen, bloß von Konstellationen abhängigen Verkrampfungsmöglichkeiten des Lebens führt. Kein Wertunterschied der Moral, die selbst nur Lösungsversuch darstellt. Allenfalls Wertunterschied in der Intensität, mit welcher die Forderung auftritt, die sich so sehr erfüllen muß, daß auch die äußerste Form scheinbarer Nichterfüllung fähig ist, das Weiter in sich aufzunehmen. Die Erlebenssteigerung in der Forcierung konfliktlosen Glückes kann als Wert vorhanden sein, ohne daß die anscheinend notwendige Vorbedingung des wirklichen Erlebens vorhanden ist, so beispielsweise in der Form einer vornehmlich auf Kunst gestellten Wirkung.

Wir sprechen heute viel vom andern. Aber wir sind Menschen, die Fleisch essen, aber nicht sehen können, wie man Ochsen schlachtet. Ihr gebt dem Bettler. Aber wir machen die Augen zu vor dem Gedanken, daß in jedem Augenblick einer in uns stirbt, einer leidet, zu dessen Leid wir auch beitragen durch unsere bloße Existenz, die wir mit dem anderen erhalten. Ihr habt eine Entschuldigung: den Zwang zur Unreinheit; ich muß den anderen verraten. Seht ihr nicht, wie schwach die Lüge ist. Wie die Angst der Schuld in tausend Unruhen, Hysterien, Selbstfolterungen, Verschmähungen, Haßbränden ausbricht? Seid ihr denn wirklich so ruhig, wie ihr euch stellt? Seht die Kirchenlieder an, die sonntags ehrsame geruhige Bäckermeister und Fleischermeister singen. Wieviel Qual, Zerknirschung, Schrei, Blut, Wunde, Zerbrechen würgt, stürzt, jubelt in den Chorälen, aufsteigend zu erschütternder Feierlichkeit. Warum lauft ihr, Rechtsanwälte, Ärzte und Kaufleute mit geordneten Familienverhältnissen, in denen Zucht und Sitte herrschen, in die Theater zu Strindberg, Wedekind, meinetwegen auch Ibsen, Dinge, wo jedes Wort eurem Leben ins Gesicht schlägt. Nein, unsere Unruhe haben wir nur tief in uns versteckt und einen Kompromiß zwecks Erhaltung unserer Lebensmöglichkeit mit ihr gemacht.

Du liebst eine Mutter, einen Bruder, eine Schwester, eine Frau, einen Mann. Du liebst einen Menschen. Und nun geschieht alles, was du tust, dem, den du liebst. Der schweinische Witz, den du in der Herrengesellschaft mitanhörst, und zu dem du verlegen lächelst, wird deine Schuld. Ein Knabe wird geschlagen, und der Mann wird geschlagen, den du liebst. Mütter sitzen einsam, und deine Mutter sitzt einsam. Der andere ist in dir. Du kannst ihn nie wegleugnen. Du liebst einen Menschen und du liebst den Menschen. Verstelle dich nicht. Deine Liebe schreit nach Reinheit, Glauben. Der andere ist in dir bis zur Auswechselbarkeit. Seine Schuld ist deine Schuld. Die Verantwortlichkeit hat kein Ende. — Wir jammern mutlos, verkriechen uns in Teleologien, Pflichten gegen einzelne, Selbstbehauptungen. Wir haben Furcht vor Verschmähung. Unser Fuß stockt, wenn unser Herz brennt und drängt, hinzulaufen, ihn aufzurichten, der vor dir stürzt, in seinem Blute liegt. Wir können es nicht mitan-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sehen und wenden den Blick weg, der den Visionen nicht entrinnen kann. Wir bauen uns einen Zwang zur Unreinheit auf und hoffen auf die Zukunft. Wir leben nie mehr den Augenblick, der uns verdammt. Wir leben das Kommende, was sein wird, wenn erst . . . Wir gelangen nur in Sekunden zu dem seligen, alles erfüllenden Augenblick, in dem wir dann stürzen, sterben wollen in dem Gefühl, den Sturz aus seiner Höhe nicht mehr ertragen zu können, nicht mehr zerbrochen weiter leben zu können.

Während ich dies schreibe, schreiend um Reinheit, Sehnsucht zu dir und Flehen um Erlösung von der Vergangenheit, pocht schon wieder die Unruhe in mir, die Qual, die Angst, den Ruf zu verpassen, wieder zu versinken, wie ich tausendmal versunken bin, ein Hoffnungsloser, ein Elender, ein Bettler, der zu dir gelaufen kam und sich angeklammert hat mit irgendwelchen Worten und Erzählungen, die gar keinen Sinn hatten und zu denen du Antwort gabst, lachtest oder seufztest. Und doch hatte es keinen Sinn. Tief innen schrie etwas, das wir durch Geschwätz überlärmten. Daß trotz allem ich dein Feind bin, in jedem Moment, wo es darauf ankommt, dich nicht zu ertragen vermag. Und mein Versuch, mich auf mich zu verkrampfen, mißlang immer wieder. Ich mußte zu dir — glaubst du es mir? Und immer wieder wurde unser Zusammensein banges Geschwätz. Meiner Sehnsucht will ich glauben . . . Ich will glauben, daß ich dich liebe. Ich will dich ertragen und bitte dich, mich zu ertragen. Wir wollen uns umarmen. Ohne Reinheit muß ich ja tot sein, tot sein und liebe das Leben. Wir sind gut, wir können miteinander rein sein. Wie könnten wir anders leben —.

Du, in mir seiend, nimm mich in dir auf — ich lausche voll Glückes, wie du mich rufst.

DER FLUCH

In allen Beziehungen von Mann und Frau, einerlei, auf welcher Basis sie entstanden seien und nach welcher Tendenz hin sie entfaltet werden, tritt unter der Wirkung des Fluches, der noch immer auf der Sexualität ruht, das Bedürfnis der sexuellen Bestätigung ein. Ihr Ausbleiben ist mit der Empfindung einer Lücke verbunden, einer Distanzhaltung, die jede Beziehungsnähe und absolute Hingabe zu einer Frage macht und dunklen, in ihren Folgen endlosen Verschmähungsgefühlen Raum gibt. Der Fluch, der auf jeder, auf irgendwelchem Erlebnis entstandenen Erlebensbeziehung zwischen Mann und Frau das Verlangen argwöhnt und der Beziehung jede Unmittelbarkeit und selbständige und lebendige Wesenheit nimmt, macht die Menschen zueinander unsicher. Die frühbeginnende und den Lebensglauben im Schoße der Familie umkrampfende Not der Sexualität, welche hindert, sich dem Allernächsten anzuvertrauen, während einer allgemeineren Umgebung mit banalen Worten in dem unbewußten Drang eines Anklammerns der blutende Schrei preisgegeben wird, diese bittere Not in ihrer Hoffnungslosigkeit auf Hilfe — da die Hilfe damals dort ausblieb, von wo bis dahin jede Hilfe erwartet wurde: der Familie — macht die Menschen heimlich zueinander. Das Bewußtsein, daß tausendmal die Beziehung an der Hemmung einer sexuellen Erfüllung scheiterte, wirkt zerstörend auf die Beziehung, vereinsamend, fremd machend. Es ist immer noch so, daß das Sexuelle die Beziehung (nicht nur von Mann zu Frau, ebenso auch indirekt von Mann zu Mann, Frau zu Frau) erschwert, am stärksten hindert und daß als Folge der Glaube an die Beziehung von der Überwindung der größten Hemmung zwischeneinander, der sexuellen, abhängig gemacht wird. So ist das Sexuelle meistens, wie in Verwirrung angenommen wird, nicht selbst die Beziehung, sondern nur die Bestätigung der Beziehung. Dieser Irrtum führt dahin, daß die Regelung einer Beziehung gewöhnlich auf das sexuelle Gebiet verschoben wird, ein Weg, der ermöglichend, aber niemals lösend ist. Das gewöhnliche Ausschalten des Sexuellen ist gleichermaßen in diesem Irrtume befangen, da es nur als Reaktion, nicht bewußt aufgebaut wird. Es geschehen Umarmungen in dem Bedürfnis gegenseitigen Hinschenkens, die nur der Ausdruck der Verarmung, der Unmöglichkeit, sich anders geben zu können, sind. Wird dagegen das Sexuelle einmal erst klar als Bestätigung

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

ohne Verwechselung mit der Beziehung selbst erkannt, so ist der Fluch gebrochen, die Erfüllung der Beziehung unweigerlich sicher gemacht — und nun erst braust die Möglichkeit auf, daß das Sexuelle rein als Beziehung, von anderer Bedeutung abgelöst, zu einem vereinigenden Glücke aufblüht; nicht mehr Verlangen, sondern Sein ist. Die Dinge haben durch den Fluch ihre eigene Bedeutung verloren. Wird sie ihnen wiedergegeben, so kommen wir frei zu allem, und wir vermögen das Andere und den Anderen zu erleben. Die Dinge bestehen nicht mehr als Reibungsfläche für uns, als Wirkung, als Bestätigung — wir sind ihnen voll Liebe. Ich sehe nicht mehr mich in Dir — ich sehe Dich. Allem wird seine Wirklichkeit wiedergegeben. Nicht mehr ist die Welt Erscheinung einer Vorstellung. Immer neu ist mein Erleben. Alles ist in seliger Bewegung, wahr und wahrhaftig —.

DER RUF DES ANDERN

I.

Er war neugierig als die Schutzleute ihn aufforderten, mitzukommen, fühlte sich von einer gewissen Wichtigkeit und bürstete seinen Anzug ab. Auf dem Gericht sagte man ihm, daß er des Mordes an zwei Frauen verdächtig sei. Er brauchte sehr lange, bis er den Sinn des Verdachtes faßte, dann wurde er totenbleich. Seine ungelenke Zunge redete viel Worte fließend und laut, seine gewaltigen Hände beteuerten ihre Unschuld, er stieß mit dem Kopfe, der sehr rot war, wie ein Tier. Man zuckte die Achseln, er wurde in Untersuchungshaft gebracht. Wie betäubt war er, schwer traurig — sah die Sonne in einem kleinen Viereck auf den Steinen und fühlte die Muskeln seiner starken Arme, die ganz hart wurden, wenn er die Drahtseilstricke ziehen mußte ho — hupp . . . Er wurde vernommen: wo waren Sie am Montag vor acht Tagen? „Det weeß ick wirklich nich mehr." Viele Fragen, die er nicht beantworten konnte. Blicke gingen über ihn hinweg, um ihn herum, spannen ihn in ein Netz. Am Schluß war er heiß, rot und verwirrt. Dann dachte er lange darüber nach, was man eigentlich von ihm wolle, die strengen Herren sagten alle, er hätte zwei Frauen ermordet. Er sucht gequält in seinen Erinnerungen, kramte angstvoll in seiner Vergangenheit — schüttelte mutlos den Kopf. Am nächsten Tage führte man ihn zum Tatort: er kam voller Neugier in ein ganz fremdes Haus, in ein kleines Zimmer, sah sich überall um — und fühlte wieder alle Blicke. Zwei entsetzlich verstümmelte Leichen wurden ihm gezeigt. Er wandte sich ab voll Grauen, schrie auf. Man führte ihn ab. Als der Wärter in seine Zelle kam, wimmerte er kläglich: „Aber ick wart doch janich!" Fiel ins Knie, „Bitte, bitte, ick kann doch janischt davor!" Der Gefängniswärter warf die Hände empor — hilflos: „Ja, ick weßt ja ooch nich" — murmelte, rannte ungeschickt hinaus. Draußen blieb er stehen — verlegen, heiß. Plötzlich brüllte er verzweifelt — voll Wut — tobte, schlug, raste. Männer kamen mit kalten, strengen Augen, die sagten höhnisch: „Aha, das kennen wir. Da wurde er stumpf und ergab sich. Man verurteilte ihn zu lebenslänglichem Zuchthaus. Unablässig versuchte er aus der zähen Masse seiner Erinnerungen irgendeinen Gedanken heraufzuholen aus jenen Mordtagen, der ihn gerettet hätte . . . umsonst. Er sank immer tiefer in eine tierisch dumpfe Ergebenheit, dachte: Vielleicht habe ich doch . . . es ist am Ende besser so. Ich weiß nichts mehr.

Nach einigen Jahren war seine Unschuld bewiesen, er wurde entlassen. Er ging durch große helle Straßen: wenn ich nur nicht wieder jemanden ermorde. Nein, nein, ich war's doch gar nicht . . . Aber wer weiß. Vielleicht war's auch der andre nicht . . . Ging lange Chausseen durch dunkle Wälder: wenn ich nur nicht wieder jemanden ermorde. Wie war es doch, oh, so furchtbar, so schrecklich . . .

II

Eine große starke, sehr blonde Frau kam die Straße entlang, Isabella entgegen. Hinter der ging ein Mann, der weiß und fett war. Isabella zwischen beiden. So verwirrend war ihr Schreck über das Lächeln der Frau. Glühende Schwere. Und Flammen in ihr Gesicht. Die verleitende Stimme stach spitzig Isabella mit kleinen Nadeln. Rasende Neugierde und ein Gefühl peinigen-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Demut zog sie an einem Seil hinter den beiden Menschen her. Zwang sie quälend. Ein Nichtverstehen fragte in ihr und grub eine ungeheure Scham auf. Und die qualvolle Pein einer Verschmähung: am furchtbarsten durch das freundwillige Lächeln der Frau, mit dem sie immer noch über die Straße zu ihm sah. Der ging trotzdem mit einem lauwarmen fettigen Grinsen. — Isabella fühlte einige Angst für den sehr finsteren Mann, auf den die Frau zuging mit einer etwas ärgerlichen Geste. Wie schön er war. Ganz von ferne kam eine Ahnung von Leid. Das etwas schrille Lachen der Frau bedrückte sie. Ein Unbekanntes sank in das Herz. Sie konnte die Schwere beim Auf- und Niederatmen fühlen. Man weiß nicht den Grund, aber es scheint, daß nichts in der Welt es je wieder auslöschen kann. Wen darf man alles fragen? — Isabella stand ganz lange ohne Bewegung. Sie sah nach dem Himmel: so viel Sonne. Der Schutzmann ging wie immer an der Ecke auf und ab. Kinder spielten lachend. Das alles weckte fast einen kleinen Neid. Scham, deren Ursache man kaum kennt: wie soll man ganz gut sein? Dabei ist doch ein unaufhörliches Hinziehen zu jenem Bangen. Dumpfes Spüren einer herrlichen Freude. — Isabella machte ganz kleine Schritte. Sie wußte nicht, woran sie denken sollte. Plötzlich fühlte sie, daß sie die ganze Zeit gelächelt hatte.

III.

Fühlen den Körper nicht senkrecht stehen auf den Beinen. Immer eine Rechtsdrehung. Und diese dumpfpochende Angst, gegen die man sich nicht wehren kann. — Herrgott ja. Die Straße ist so seltsam flach, daß man wie eine Nadel darauf gesteckt ist mit spitzigem Kopfe. Wie schön ist die Welt: man muß alles ganz genau ansehen, auf einem Seil über der Erde gehen können. Vögelein fliege. Meine lieben Kinder. Ach, euer Lachen. Euer süßes Lachen. Mutti geht nicht von euch. Wir laufen zusammen über grüne Wiesen. Haare im Wind wie Fahnen. Wenn Mutti mit euch spielt . . . Die Nachbarinnen sahen sie an mit Augen, die wie auf Stielen saßen und mit nachsichtigem Lächeln: aber man kann doch nicht auf einem Seile gehen . . . Ihr Mann hatte schon recht . . . man sollte sie doch . . . Da wurde sie unsicher: Wie, wie?? . . . Tuscheln: „Was sagt sie? Was meint sie damit?“ Wieder Blicke — Augen. Die kleine Frida dachte: ich möchte einmal einen Finger auf ihre Stirne legen, die muß ganz heiß sein. Sie sah die Frau an. Etwas bang. Ganz groß. Die faßte ihre Hand, als sie allein da war: Man müßte immer nackt gehen. Es gibt doch gute Menschen . . . Natürlich, sagte Frida . . . Dann ist alles gut. Ach, meine Kinder — ja — Mutti . . . Sie murmelte unverständlich.

Die Lehrerin sagte: „Ihr müßt euch heute sehr still und artig verhalten. — Unsre liebe Schülerin Grete ist gestorben.“ Viele Kinderaugen ganz weit. Ein Mädchen sagte: „Warum?“ Aus hastigen, ganz unnötigen Handbewegungen wurde ein Taschentuch. Räuspern und etwas heißer: „Seht mal, Gretchens Mutter war so krank. Dachte sie müßte sterben . . . Wollte ihre Kinder zum lieben Gott mitnehmen . . . Hat sie . . . Frida schrie: „Aber warum, Fräulein, warum?“ Sah vor sich das Zimmer von Gretes Eltern. Die roten Vorhänge. Und dachte an die Frau, der sie einmal den Finger auf die Stirne legen wollte. Und Grete?? Die beiden Kleinen? Was war da? Wie konnte? Wie denn? Auf der Straße sah sie sich immerfort um. Rannte zuletzt. Wagte nicht nach Hause zu gehen stundenlang. Ihre Mutter sagte: „Wenn du nochmal zu der verrückten Frau gehst, schlag ich dich, daß du genug hast.“ Zu Hause saß Frida in einer Ecke, sah immer scheu ihre Mutter an, die so laut sprach und schrie, daß man es nicht anhören konnte. — — Gretes Mutter war doch auch umher gegangen, lächelte und sprach — — Wenn die nun auch . . . Ein Messer — — o Gott, o Gott . . . Der Begriff Mutter wuchs ungeheuer. Beschattete. Mutterliebe hatte etwas furchtbar Bedrückendes. Frida sah wieder ihre Mutter an: diese starke Frau. Wenn sie krank würde . . . Weil sie stirbt, muß ich auch . . . Liebt mich . . .?

Liebe ist ein unermeßlich immer Reicher- und Stärker- und Besserwerden. Einfach so sein, wie man ist.

Cläre Otto

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

DIE KRISE

Aus den Aufzeichnungen von Carl Ludwig

„Ich will nicht mehr," sagte Maria und warf die Karten hinter sich auf das Fensterbrett. Draußen regnete es.

Der Wald klebte an den Bergwänden wie ein schleimiger, schwammiger Aussatz.

Sie spielten den ganzen Tag Karten, er gab sich Mühe, geschickt zu verlieren. Von Zeit zu Zeit sagte sie: „Ich will nicht mehr" und warf die Karten hinter sich auf das Fensterbrett. Sie sprach nur, was auf das Spiel Bezug hatte. Wenige Worte. Sie sahen sich schweigend an, als ob jeder in dem anderen etwas tief Geheimnisvolles, eine letzte Erkenntnis ergründen müßte. Sie merkten nicht, daß sie aneinander vorbeisahen, durch die Fenster, den Wald und die Berge hindurch in eine unendliche Ebene, in der sie sich verloren. Von Zeit zu Zeit sagte er: „Was wird nun —" und versuchte, sich aufzurichten. Er vergaß, daß er wohl eine Antwort überhört haben mochte. Er nahm wieder die Karten auf und sagte einen Trumpf an.

Und doch glimmte ein Funken, für Sekunden leckten Stichflammen an die Oberfläche empor, er zog den Körper auf und nieder, etwas Weiches, Glitschiges, das sich ansaugte und Ekel erregte.

„Ich will nicht," hörte er wieder und meinte, eine frische Brise müsse ihn forttragen, hinaus, weit fort. Weg von dieser Frau, und ihm Frieden geben. Blitzschnell durchzuckte ihn der Gedanke, daß er ihre körperliche Nähe nicht mehr ertragen könnte, und ließ ein Gefühl von Unbehagen zurück, das sich steigerte.

„Neulich träumte ich von dir. Du warst von mir gegangen, und ich suchte dich. In einem Konzertgarten glaubte ich dich gefunden zu haben. Du saßest in einem Kreise von Männern, die wie Kellner und Zuhälter aussahen, und schienst sehr vertraut zu sein. Ihr lachtet alle sehr laut, du erzähltest etwas und langtest ständig mit den Armen über den Tisch. Ich mußte denken, so muß es sein, wenn man den Kindern Brot schneidet, und ich entdeckte an deinem Körper, daß er eckig war und starke Knochen hatte. Es war so, daß man hätte sagen müssen, diese Frau hat viele Kinder. Sie ist gut für den Staat. Ich war sehr bestürzt. Ich lief in weitem Bogen um den Tisch und traute mich nicht bemerkbar zu machen. Ich fühlte, daß du von mir sprachst. Aber seltsam, es traf mich nicht. Ich wußte wohl, daß alle über mich lachten, aber ich war so ruhig und dachte, das ist gut so, daß alle über mich lachen. Es ist ein so weiter Abstand. Nur die Neugierde empfand ich, zu sehen, ob du das wirklich warst, du verstehst, ich zweifelte noch. Einer der Männer hatte einen Buckel. Ich erinnerte mich, daß du von einem Vetter gesprochen hattest, der nach der ganzen Schilderung einen Buckel haben mußte. Ich war erlöst. Ich hatte Mitleid mit dir. Ohne daß es mich quälte. Doch wollte ich Gewißheit haben, ich merkte, wie ich mit mir rang, ich dachte mir, laß doch, es hat ja doch keinen Zweck, es ist gut so. Ich mochte wohl lange Zeit überlegt haben, auf einmal rief ich laut mehramls hintereinander: Hilpert — Hilpert. Wie wenn man kurz eine Kugel nach dem Ziel stößt. Ich dachte, der Buckelige würde erschrecken oder schnell sich umdrehen und nach einem Bekannten ausschauen, aber er drehte nur langsam den Kopf mir zu und drohte lächelnd mit dem Finger. Wie wenn ein Vater sein Kind schilt und sagt: Sei brav. Mir war, als hätte ich einen Schlag bekommen. Ich sah, daß alle von meiner Anwesenheit wußten, sie war selbstverständlich. Es quälte mich so, daß ich erwachte. Ich hörte dich im Nebenzimmer in deinem Bett, und ich gestand mir ein, du seiest vielleicht doch anders, als jene Frau."

Sie sahen wieder lange Zeit schweigend durcheinander hindurch.

Sie hatte den Kopf gestützt und schien zu lauschen.

Er hätte es gern gesehen, wenn sie gelächelt oder irgendeine Bemerkung gemacht hätte. Sie blieb unbeweglich und schwieg. Er dachte an die Möglichkeit, daß sie eingeschlafen war. Er empfand seine Unruhe wachsen. Es lastete etwas auf ihm und drohte ihn zu ersticken. Sein Atem ging kurz. Er sah sie mit flackernden Blicken

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

an. Seine Stimme bekam einen rissigen Klang.

„Manchmal erinnere ich mich jenes Auftrittes, als ich mit dir in einer fremden Stadt in ein Tanzlokal ging. Es war ein Lokal, das in sehr schlechtem Rufe stand, aber ich wollte durchaus hin, du weißt, es spielte ein Orchestrion.“ Er sprach schneller, als wollte er etwaigen Einwendungen zuvorkommen. Er sprach über sie hinweg, wie zu einer fremden Person, die hinter dem Fenster stand. Ach was, dachte er, ich werde es ihr zeigen, nein, ich muß das sogar und gerade jetzt. Er suchte in ihrem Gesicht nach Spuren von Unruhe und lächelte boshaft.

„Du mußt verstehen, ich konnte nicht anders, ich mußte hingehen und um Entschuldigung bitten. Es war ja lächerlich, er kommt auf dich zu, schlägt dir mit der Faust ins Gesicht und schreit, du hättest ihm Geld genommen. Warum du nur darauf eingingst — es war ja gleich, was er auch sagte, aber du gebrauchtest Ausdrücke — du sagtest damals, du wärest noch nie dort gewesen, es war seltsam.“ Er schwieg plötzlich. Ihr Gesicht bekam einen abweisenden Zug, wurde kalt, fremd, als wollte sie einem hinzutretenden Unbekannten zurufen: Wer spricht eigentlich hier.

Er nahm schnell die Karten wieder auf und sagte einen Trumpf an. Die Erkenntnis seiner Feigheit war ihm so beschämend, daß das Blut in den Kopf stieg. Er wartete nicht erst ab, ob sie auf das Spiel einging, und legte die Karten wieder hin. Er tat es behutsam, als habe er Kostbares in den Händen, und hielt den Kopf gesenkt.

Sie fragte leichthin: „Wo hast du deine Freundinnen eigentlich kennen gelernt?“ Er schwankte einen Augenblick, als ob er auffahren sollte, und antwortete ruhig: „Du weißt es ja, bei jenem Fest.“

„Ich hatte das nicht von dir gedacht.“ Sie sprach leise mit zitternder Stimme, in Erinnerungen versunken: „Du solltest ganz mein sein, ich wollte jemanden haben, zu dem ich hätte aufblicken können.“

Er stieß hervor: „Und da hast du das Schlimmste getan, was überhaupt ein Weib tun kann . . .“

„Was habe ich denn getan . . .“ sagte sie leise, „alles ist von dir ausgegangen, du hast mich gehetzt, wo ich bei dir die Ruhe gesucht habe.“

„Und was ist schließlich, es war ja nicht so schlimm, du hättest zu mir kommen sollen.“ Eine Flut widersprechender Gedanken stieg in ihm auf.

„Du hast mich gebeten, immer ganz offen zu sein. Ich habe in der ersten Minute unseres Zusammenseins gezittert, enttäusche mich nicht, nur du nicht, es tut mir so weh, aber ich habe nicht das gefunden, was ich suchte.“

„Was soll ich denn tun . . .“ schrie er, brach ab und bereute seine Worte.

Sie sprach unbeirrt weiter: „Du hast mich immer allein gelassen. Du hast deine Freunde und deine Vergnügungen. Was habe ich, und ich habe dich so lieb . . .“ Sie schwiegen wieder eine Zeitlang.

Die Stille des Zimmers und das gleichmäßige langsame Anklatschen der Regentropfen ließen ein Grauen entstehen, das riesengroß emporwuchs. Es war ein unförmiger Koloß, der lautlos und unabwendbar niederglitt. Es war, daß man lauscht nach dem Knistern der erwürgten Fleischmassen und dem Splittern der zerriebenen Knochen, daß man sich sehnt nach Krachen und Getöse und man nichts hört. Es war, als ob ihre Körper sich in einem verzweifelten Grinsen schüttelten. Er fühlte: Vielleicht hat sie recht. Sie ist eine Spinne, ich verstehe es nicht — hat sie nach mir gefragt?

Sie saß ihm gegenüber wie festgebannt. Sie starrte ihn unverwandt an. In seinen Blicken lag der Todesschrei eines Tieres.

Heimatloses Gesicht.

Durch Dunkel und Wirrnis der Lichter schwimmt,
gleich einer Ampel, windgewiegt,
ein bleiches, stummes Angesicht.
Die Augen weit, die Züge tief bedrückt.
Wohl mancher, der vorbei geht, wittert
Unzucht, Hure und lüstern Gier,
denkt dreckig, steht und schaut stier.
Das Gesicht aber zittert.

Oskar Graf

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

BRUDER UND SCHWESTER

Eine Beziehung, in der Mann und Frau außerhalb der sexuellen Argwöhnung zueinander kommen, wird gegeben durch die gemeinsame Lebensentwicklung von Bruder und Schwester, die den innersten Lebensglauben des Menschen aufzunehmen fähig ist, und die in der Not des sexuellen Konfliktes den Mann nach der Schwester rufen läßt in der Erinnerung an eine Zeit sicherster Verbindung von Mann zu Frau und Vertrauens, ungebrochen durch Verschmähungen und Schuldgefühle. Bruder und Schwester schlugen im gleichen Boden Wurzeln. Ihre Erlebnisse waren die gleichen in einer Zeit, wo das Erlebnis noch nicht Klischee einer Vorstellung war, mit der ganzen Wucht des Neuen, eine bis dahin ungekannte Beziehung Vermittelnden von der Seele aufgenommen wurde — dehnend oder verengend mit dem Wunder der Lebenserweiterung oder der Katastrophe eines Zusammenbruches. Eine Erlebensgemeinschaft, wo die Sicherheit des Menschen noch nicht zerstört war, und ihm den Weg von sich zur Welt frei ließ. Das Erleben des Kindes muß atemlos und gewaltig sein — wer ist so hingegeben wie ein Kind in den Aeußerungen der Lust und des Schmerzes. Der wachsende Mensch, der blühen will, sucht Wurzeln. Der Lebensglaube, der im Kinde wieder und wieder gebrochen wird, sucht Bestätigung in der Beziehung, Gemeinsamkeit, äußert sich in Liebe. Das Kind entfaltet sein Leben unkritisch in den Kreis hinein, in den es gestellt ist. Je stärker seine Intensität ist, mit desto größerer Kraft. Sein Leben baut sich auf an Vater, Mutter, Geschwistern. Die Familie konzentriert rein äußerlich zunächst den Lebenswillen des Kindes auf sich. Der Erlebensablauf des Kindes ist abhängig von den persönlichen Gesetzen, die die Begründung der Familie durch Vater und Mutter auf der Basis eines Schicksals und dem Zweck seiner Lösung zur Folge hatten. Die Konflikte der Familie werden die Konflikte des Kindes. Es ist unsinnig, zu denken, durch Theorien und bloße Einsichten von der Familie loskommen zu können. Jedes Weiter ist nur möglich durch die Lösung des Erlebensgrundes. Das äußerliche allgemeine Zwangsmoment eines Gesetzes ist aktiv oder passiv zu überwinden durch Erkenntnis; die aus ihm entstandene Erlebensverbindung kann nur durch den ganz persönlichen Ablauf des Erlebens verarbeitet werden. Der Mensch lebt — d. h. Gesetze, Normen, Familien sind für ihn nicht bloße bestimmende Faktoren. Das Leben, das ganz will, nimmt sie in sich auf. Unsere Mutter ist uns wirklich, kein Gesetz — der Glaube war in ihr, und nie wieder ist das Paradies der Kindheit der volle unstörbare Glaube der Kindheit wiedergefunden worden. Tief verklammert dem alten Glauben, sucht ein Mensch seine Sehnsucht zurück vergebens abzuschütteln.

Bruder und Schwester sind durch den gleichen Lebensglauben verbunden, der auf die Familie als naturgemäße Folge der Entwicklung in ihr und durch das mehr oder weniger autoritative Isolieren von und gegen die Andern und Richtunggeben in sie konzentriert ist. Die Beziehung bleibt so lange sicher und fruchtbar, bis der Konflikt mit der Familie erwacht und der Lebensglaube zu bröckeln anfängt, unsicher wird durch die Unfähigkeit vom Gesetz der Familie zu erlösen. Begründet durch das Wesen der Familie entsteht der Konflikt allgemein in dem Augenblick, wo sich das sexuelle Erleben des Menschen nach außen zu richten beginnt. Es entsteht eine Unsicherheit zwischen Bruder und Schwester. Bis dahin lief ihre Beziehung im Rahmen der Familie. Es gilt jetzt, sie über sie hinaus zu beweisen. Denn die Familie legt den Fluch auf die Sexualität, schafft ihre Not. In ihr ist der Kern der Menschbeziehung ganz auf das Geschlechtliche gestellt, das durch sie überhaupt erst die über alles greifende Bedeutung im Leben erlangt. Es entsteht das Paradox, daß das Geschlechtliche gemeinhin zu einer animalischen niedrigen Funktion gestempelt wird, innerhalb der Familie aber als ausschlaggebendes Merkmal einer sanktionierten Beziehung idealisiert wird. Wenn man es allgemein als unwiderlegliche Tatsache hinnimmt, daß das Leben die Menschen gegen einander stellt und jeder auf der Basis eines Zwanges zur Unreinheit im Kampf um die Selbstbehauptung jedem Feind ist, so steht ebenso fest der Satz, daß

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

in der irgendwie entstandenen, dann geheiligten Familienbeziehung eine Ausnahme geschaffen wird. Der Glaube an diese Exzeption verlangt eine dauernde Bestätigung. Die Schuld, die ich mir gegen den Andern auflade, muß von der Familie genommen werden, derentwegen ich sie auf mich zu laden mich gezwungen sehe. Die ganze Kraft wird in die Familie hineingetragen, die auch stark genug ist, die Schuld ihrer Mitglieder zu tragen. Eine zähe Verbindung entsteht unter der Wirkung des alten Fluches. Die Auffassung, daß im Kampfe um die Selbstbehauptung Mensch gegen Mensch stehen muß, muß dem Sexuellen den Fluch der Benutzung und Vergewaltigung auflegen, der nach einer Rechtfertigung und Erlösung sucht. Solange die Menschen sich im Grunde als bösartig, einander feindlich und unfähig zu einer Gemeinschaft ohne Brechung des reinen Willens sehen, ist die Feindschaft errichtet und die Familie ist stark in der Kraft, sich gegen die Beziehung zu stemmen. Die stärkste Rechtfertigung für die Familie ist der volle Glaube und das Vertrauen des Kindes, das den Eltern den Glauben an sich selbst und die Befreiung von dem Schuldgefühl gibt, das sie im Geheimen immer mit sich herumtragen, da auch die Familie nicht dem Sexuellen den Fluch der Erbsünde als den Zwang zur Feindschaft von Mensch zu Mensch und die Unterwerfung des Geistes unter die Materie zu nehmen imstande ist. Für die Mutter gilt es vor allem, das Vertrauen der Tochter sich zu erhalten, ohne ihm Genüge tun zu können in dem wichtigsten Augenblick, da sie als Familienmitglied sich dem sexuellen Erwachen der Tochter nicht frei einstellen kann. Die Tochter erleidet den Schmerz verlorenen Vertrauens. Die Mutter, von der bis dahin alle Hilfe erwartet wurde, bleibt fern. Das Mädchen fühlt sich verlassen. Alles wird zweifelhaft, wenn die Beziehung, die am Anfang des Lebens stand, versagt. Mit dem Zusammenbruch des Vertrauens ist der sichere Lebensglaube verloren, der nur durch ein Erleben, dessen Reinheit der ursprünglichen der Kindheit gleichkommt, neugeboren werden kann. Wo das Bewußtsein der Verantwortung gegen die Mutter, der Wille zur Lebensreinheit stärker ist als der Wille zur Ichdurchsetzung mit der Ahnung, welche Bedeutung hierfür das Vertrauen hat, wird die Tochter oft ihr Sexuelles der Mutter opfern, eine Opferung, die den Ausgleich in einem Kampf gegen die Sexualregungen der Mutter in ihrer Wirkung als doppelter Verschmähung zur Folge hat.

Während die meisten Beziehungen der Menschen wenigstens zu irgend einem äußeren Ablauf kommen, bleibt die Beziehung zwischen Bruder und Schwester gewöhnlich unerledigt, quälend im Hintergrunde des Lebens. Der Gedanke eines Widerspruches zwischen eigenem sexuellen Handeln und Stellungnehmen, zwischen dem äußeren Verhältnis zur Frau und der Beziehung zur Schwester muß einmal auftauchen und noch so verdrängt auf Erlösung harren. Der Glaube an die Frau kann dem Bruder eigentlich überhaupt nur von der ursprünglichen lebensglücklichen Beziehung zur Schwester herrühren. Er wird in der Umarmung der Frau nach seiner Schwester rufen und eine Sehnsucht nach der Zeit fühlen, wo eine Gemeinschaft zur Frau frei von jedem sexuellen Fluch war. In dem Schuldgefühl, das er sich auflädt gegen die Schwester, die er im Augenblick, wo die Beziehung auf die Probe gestellt wird, verläßt aus Ohnmacht, das Mal der Familie abzuschütteln, wendet er sich immer mehr gegen das Sexuelle, um damit die Rechtfertigung seines Verhaltens zur Schwester zu erreichen, und mithin notgedrungen, da er von vornherein die (sexuelle) Beziehung zur Frau verdammen muß, solange im Grunde die (unsexuelle) Beziehung zur Schwester die Basis des Lebensglaubens enthält. Auflehnen wird er sich gegen den Mann, und das Gesetz ewiger Feindschaft wütet fort. Es bleibt immer noch möglich, daß sich Männer gegenseitig töten zu müssen glauben, daß sie im Erwerbsleben zu einer Stellung gegeneinander gezwungen zu sein glauben. — Die Schuld des Bruders wird größer und hoffnungsloser, wenn er seinem Verlangen folgt, aber gleichzeitig die Schwester der Familie weiter ausliefert und sie immer mehr in sie hineindrückt, wie um eine dauernde Rechtfertigung und die Möglichkeit einer latenten Fortsetzung der ursprünglichen Beziehung sich zu erhalten, sowie sein Schuldgefühl gegen die Familie zu kompensieren. Aus diesen Wirrnissen von Schuld gegen Schwester und Frau, Fluch, Ver-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

stricktsein mit der Familie und Sehnsucht nach der Reinheit des ursprünglichen Erlebnisses verheißt Rettung die aufkeimende Erinnerung an die Schwester, die Entscheidung des Augenblicks, wo ein Leben ohne Reinheit nicht mehr getragen werden kann. Der Mut, sich um den Preis der Reinheit selbst fortzuwerfen, zeugt die Kraft, Gesetze abzuschütteln, die mit dem Selbst verwechselt worden sind. Quälend beschattend wächst der Gedanke, daß keine Beziehung zur Frau mehr möglich ist, solange die Schwester verlassen bleibt und der Widerspruch nicht gelöst wird — Bruder und Schwester suchen sich und flehen sich an um Befreiung. Die Frage wird mächtiger, sie zieht die Erinnerung an sich: es ist ja nicht wahr, daß alle Beziehung die sexuelle ist, daß die sexuelle Argwöhnung die Unmittelbarkeit der Beziehung zerstören muß, daß Macht und Besitz, Feindschaft und Resignation aus der Umarmung aufwuchern, daß alle Liebe den Keim des Hasses mit sich trägt. Die Erinnerung gibt die beglückende Antwort, daß sie so voll Liebe zueinander waren. Eine Gewißheit entsteht. Die Reinheit der Beziehung ist wieder imstande, alles zu tragen. Ihre Stärke entsteht jetzt nicht aus der Isolierung von der Welt, vielmehr aus dem schmerzhaften Suchen nach dem Zusammenhang mit ihr. Was in ihr ist, ist auch in der Beziehung zu andern gut. Die Gewißheit dieser Bejahung gibt den Mut zu neuem Willen der Lebensbejahung. Es wird von der aufgetürmten Schuld erretten, es wird den Weg zum andern freimachen. Die sexuelle Auslösung dort, wo kein Zweifel am innersten Grunde des Lebens möglich ist, gibt ihr die Freiheit zurück. Überall stellt sich das Geschlechtliche gegen die Beziehung, und doch blieb Geschlechtlichkeit und Beziehung als Sehnsucht vorhanden, stets nahe beieinander. Wo die Beziehung fraglos sicher ist, kann das Sexuelle Erlösung finden. Es gilt, sich zu enterben, die Erbsünde fortzuwerfen. Dem andern zu glauben und nicht zu argwöhnen. Das Mißtrauen gegen sich selbst und das Mißtrauen gegen den andern ist unser Unglaube. Aus ihm erwachsen die Qualen zwischen den Menschen, die Unfähigkeit, den andern zu tragen, die Qual zwischen den Menschen glaubt sich selbst nicht. Irgendwo fühlen wir immer den Glauben weiterleben. Ein Glaube blüht immer wieder. Es ist mein fester Glaube, daß alle sich töten würden, wenn sie das fest glaubten, was sie denken — oder vielleicht, daß die Qual tötet, weil die Menschen ihrem Denken glauben.

GESPRÄCH IN MIR

Das Zimmer dunkel lassen. Und die Augen schließen. Ausgestreckt sein. Für mich allein. Los von allem um mich, das in die Finsternis versunken ist und meinem Auge fern. Meinem Auge seid ihr fern — aber meinem Herzen nicht. Kann dem Auge fern sein, was dem Herzen nah? Bitte, bitte, ich will nicht lügen; ich lüge nicht, ihr seid meinem Herzen nah. Ich will ruhig daliegen und wissen, daß ich einen Augenblick Zeit habe und ruhen darf nach allen bitteren Anstrengungen. Bitteren Anstrengungen — Gesichte der Geliebten stehen im Dunklen auf, ewig wache Gesichte der Geliebten: siehe, wir wachen ewig und warten auf dich. Was tatest du, daß du willst ruhen? Was schläfst du? Stehe auf und bete, auf das du nicht in Anfechtung fallest. Kannst du ruhen, die weil wir mit Tod und Leben ringen. Schläfst du? Vermagst du nicht eine Stunde zu wachen? — Ich flehe dich an, mein süßer Glaube, mein quälender Gedanke, bleibe bei mir, verlasse mich nicht. Denn nur du bist mein Leben. Ohne dich fliehen mir alle Gesichte der Geliebten. Verzeihe mir, was ich eben gesagt habe. Ich habe noch nicht das Glück oder das Recht bitterer Anstrengung. Immer von dir umgeben zu sein und jeden Augenblick, dich mit mir herumzutragen — wie muß ich einem Geschick danken, das diese Gnade mir schenkte, der ich tausendmal widerwillig gegen die Liebe des Lebens war. Ich dich herumtragen? Ich will mich nicht überheben und glauben, daß ich dich zu tragen vermöchte, da meine Schwere und meine alte Sucht zu versinken nur durch dich getragen wird. Bittere Anstrengungen — wie bin ich noch undankbar gegen dich. Einmal werde ich so stark

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

sein, daß ich vermag, mich anzustrengen. Dann das Glück fühlen dürfen mich ganz hingeben zu können. Noch muß ich darum ringen, dich nicht zu fliehen. Jetzt muß ich bitten, daß du mich hetzest, jagest und aufreißt, wenn ich mich nach Mattigkeit sehne, verwöhnt von der ewigen Mutter, die dem Kinde immer geschenkt hat, immer noch geschenkt hat, wenn es matt sein wollte. Verzeihe mir, du Geliebte, du mein Gedanke, daß ich glaubte, ruhen zu dürfen, daß ich meiner Ruhe nicht das Schwert in das träge Herz bohrte. Es gibt noch genug Sekunden, wo ich seligen Atem fühle, dein verborgener Hauch mich umwittert, indeß ich mich wegwenden will, mude am Beginn des Weges, nur Qualen denke. Qualen denke und Glück fühle. Ich fühle immer deinen seligen Atem. Dies ist es und nicht die Qual, die mich nicht ruhen läßt. Viele wollen mich beruhigen. Sie wissen nicht, wie sie mich unterstützen und hassen, was ich liebe. Sie verschmähen die Sehnsucht des Liebens. Ich bin ja noch so klein und unfähig, der Gnade, daß ich um das Winzigste ringen muß, daß ich meinen Gedanken anflehen muß, meinen alten Schlaf zu stören. Zu stören — so denke ich oft noch und bin unfähig aufzujauchzen, daß er bei mir ist. Aufjauchzen. In diesem Augenblick, ja — es jauchzt in mir. Die Gesichte meiner Geliebten sind unaussprechlich herrlich. Meine Zärtlichkeit wallt auf. Dein knabenhaftes Haupt mit schwarzem Haar lächelt mir durch das Fenster von draußen zu. Wer bist du, daß du in der freien Luft zu stehen vermagst? Wo kommst du her? Wie ist dein Weg gegangen durch diese Welt der Qual und Unfreude? Du bist, daß ich die Welt lieben muß. Denn da du bist, du in ihr gehen konntest, muß die Welt gut sein. Wie ein Pfad von Blumen aufblüht, wo der Frühling gegangen ist. — — Ich möchte jetzt weinen. Aber es sind falsche Tränen der Rührung, die mich verdammen. Ich will sofort aufstehen und irgend etwas tun, was du mir zusprichst. Die Stunden verrinnen und ich bleibe störrisch bei mir. Dreist genug, mir Tränen der Rührung erlauben zu wollen, weil ich einen winzigen Augenblick zu lieben vermag, und dem Ablauf meiner Empfindungen nachzuhängen. Immer meine Empfindungen wieder, während eure Gesichte verblassen. Licht, blendende bohrende Lichtbogen in mein Auge. Schmerzen in meine Eingeweide. Ich spreche dies, ich schreibe dies, zu euch kommend nicht mit einer Gabe, als ein Bettelnder um Antwort. Als einer, der die Seligkeit anschauen durfte und immer noch so begnadet wurde, daß er sie wenigstens nennen darf, nicht ohne eine Hoffnung, die ich mir nehmen möchte. Denn der Gedanke allein ist groß, und die Erfüllung macht selig im Geiste. Nur die Liebe ist die Erfüllung. Die Liebe, in der Ewigkeit ist, frei von mir und allem Sehenden. Mein Gesicht wird noch den Gedanken nennen, wenn ich ihm entronnen zu sein glaube. Es kommt nicht auf mich an. Verzeiht, Gesichte der Geliebten, ich weiß, daß ich schon wieder die Bewegung des Fliehens mir ermöglichen will. Das Glück kann nicht anders, als jeden in sich aufnehmen, der es ahnt. Ich weiß, daß es auf mich ankommt. Nur in einem andern Sinne vielleicht, als ich dieses Wort früher gebraucht habe. Immer kam es mir auf mich an. Ich mußte mich wegwenden, wenn ich glauben sollte, daß es auf mich ankommt. Auch ich umspannt, aufgenommen von den sanften Schauern. Diese Sekunde darf ich — vielleicht — daran denken. Um es wieder zu vergessen. Und meinen Gedanken zu bitten, mich zu verzehren, wenn ich nicht anders zu tragen vermag. Und einer fernen Antwort zu harren, deren Echo ich schon in mir fühle.

Richard Oehring

Römer 8, 19:

Denn das ängstliche Harren der Kreatur wartet auf die Offenbarung der Kinder Gottes.

Römer 8, 2—23:

Denn wir wissen, daß alle Kreatur sehnet sich mit uns und ängstet sich noch immerdar.

Nicht allein aber sie, sondern auch wir selbst, die wir haben des Geistes Erstlinge, sehnen uns auch bei uns selbst nach der Kindschaft und warten auf unseres Leibes Erlösung.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Vom Verlag Freie Straße sind bisher herausgegeben:

„Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist?“ Erste Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Franz Jung. Auflage 120 Exemplare.

„An dich — Erde!“ Zweite Folge der Vorarbeit. Zeichnungen von Georg Schrimpf. Auflage 200 Exemplare.

Von diesen Veröffentlichungen sind noch einige Exemplare zum Preise von 1 M. für das Heft vom Verlage direkt zu beziehen.

Die Vorarbeit wird fortsetzen eine demnächst erscheinende Veröffentlichung des Doktor Otto Groß, die im gleichen Rahmen erscheinen wird.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Um Weisheit und Leben

Vierte Folge der Vorarbeit

„Wer Liebe im Herzen trägt, der fliegt, läuft und ist fröhlich; frei ist er und lässet sich nicht halten.
Die Liebe ist rasch zur Tat, aufrichtig, fromm, anmutig und lieblich, stark, geduldig, treu, vorsichtig, langmütig, unüberwindlich und sucht immer das Ihre.
Die Liebe ist umsichtig, demütig und redlich, nicht weichlich, nicht leichtfertig, nicht auf das Eitle gerichtet; sie ist nüchtern, keusch, beständig, ruhig und bewachet ihre Sinne.“

Thomas von Kempis.



1916

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEMERKUNG

Die vorliegende vierte Folge unserer Vorarbeit ist zusammengefaßt in dem Mühen um Weisheit und Leben. Es ist schwer das Leben, wenn es Erleben sein soll, es ist ein überaus hohes Gut und es ist noch niemand unter uns, der das Sein voll erschöpfen könnte in allen seinen Wirkungen und seiner Wucht, aber es deucht uns doch gering und nutzlos und des Wegwerfens wert, sollten wir seinen Sinn für den und die Menschen und seine Folgerungen nicht erfassen können und von Atem zu Atem bestätigt finden. So wagen wir denn die Weisheit, das Wissen, die Wucht dem Leben voranzustellen. Und alle die Zwischenstufen, Freundschaft, Macht zueinander und Zerstörung. Das Wenige, was wir den anderen in und um uns sagen können, ist kurz nebeneinander gestellt, es handelt sich nicht darum, durch Worte überzeugen zu wollen, Gedankengänge aufzutun, an die man sich klammern soll, vielmehr fremde und unsere Ohnmacht, Verzweiflung, lastende Verantwortung und die Sekunden lichten und unerträglichen Glücks zu bestätigen. Wenn ein kleiner Teil der Beiträge unseren Freunden bereits bekannt ist, so ist zu bemerken, daß diese Versuche unserer Mitwirkung in einer Zusammenfassung ihrem Wollen noch klarer zur Geltung kommen und uns selbst weiter helfen sollen.

Dr. Otto Groß. *Franz Jung.*

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

VOM KONFLIKT DES EIGENEN UND FREMDEN

In der Tiefe des menschlichen Innern lebt ein Konflikt, der die seelische Einheit zerreißt. Dieser Konflikt ist in jedem Menschen, diese seelische Zerrissenheit durchzieht die ganze Menschheit, und diese Erkenntnis führt in die Versuchung, das Leiden an sich selbst als unvermeidbar, den inneren Konflikt als etwas „Normales" zu sehen.

Das Kind in der bestehenden Familie erlebt zugleich mit dem Beginnen des Erlebenkönnens, daß seine angeborene Wesensart, sein angeborenes Wollen zu sich selbst, sein Wollen, so wie es ihm angeboren ist zu lieben, nicht verstanden und von niemanden gewollt wird. Daß keine Antwort kommt auf die Erlösungsforderung: die eigene Persönlichkeit behalten und nach den eigenen angeborenen Gesetzen lieben können. Auf diese Forderung gibt niemand Antwort als das eigene Erkennen, verschmäht und wehrlos unterdrückt zu sein, das eigene Erkennen der allausfüllend weiten Einsamkeit ringsum. Und auf die grenzenlose Angst des Kindes in der Einsamkeit hat die Familie, wie sie jetzt besteht, die eine Antwort: Sei einsam oder werde, wie wir sind.

Kein Mensch vermag bereits als Kind auf Liebe zu verzichten: Das ist unmöglich, weil der Trieb zum Anschluß an die Anderen so arterhaltend wie das Streben zum Bewahren des angeborenen eigenen Wesens ist. Das Kind in der bestehenden Familie muß werden wie die anderen, die es umgeben, sind: mehr oder minder gänzlich, wenn es zu den Meisten, zum Teil nur, wenn es zu den Wenigen gehört, die ihre angeborene Wesensart und eine innere Notwendigkeit, danach zu streben, nie ganz verlieren können.

Die Angst der Einsamkeit, der Trieb zum Anschluß zwingt das Kind, sich anzupassen: die Suggestion von fremdem Willen, welche man Erziehung nennt, wird in das eigene Wollen aufgenommen. Und so bestehen die Meisten geradezu allein aus fremdem Willen, den sie aufgenommen, aus fremder Art, der sie sich angepaßt, aus fremdem Sein, das ihnen völlig als die eigene Persönlichkeit erscheint. Sie sind in ihrem Wesen im großen ganzen einheitlich geworden, weil aller fremde Wille, aus welchem sie in Wirklichkeit bestehen, in seinem tiefsten Wesen und seinen letzten Zielen einheitlich gerichtet ist. Sie haben sich das innere Zerrissensein erspart, sie sind den Dingen wie sie liegen angepaßt. Sie sind die Allermeisten.

Allein wenn auch kein einziger, so wie die Dinge liegen, es vermag, das aufgedrängte völlig von sich fern zu halten: es gibt auch Solche, welche auch das Wesenseigene nie ganz verlieren können. Das Schicksal dieser Menschen ist der innere Konflikt des Eigenen und Fremden, die innere Zerrissenheit, das Leiden an sich selbst. Es ist die Menschenart, mit deren unverlierbar führenden Motiven es unvereinbar bleibt, daß sie den ersten großen Kompromiß geschlossen haben.

Die Angst der Einsamkeit, welche das erste innere Erleben des Kindes ist, wird durch den Kontrast der angeborenen eigenen Wesensart mit der Umgebung bedingt, und diese Angst enthält den Zwang, sich an die Anderen anzupassen. Nur die Tendenz, zu werden wie die Anderen sind, eröffnet für das Kind den Ausblick auf Befriedigung des Anschlußtriebes, und sie allein enthält zugleich die Möglichkeit, zwar nicht die eigene Wesensart bewahren, jedoch das eigene Ich in angepaßter Form den Anderen gegenüber zur Geltung bringen zu können. Die Angst der Einsamkeit des Kindes ist der erste, ursprüngliche und entscheidende Zwang zur Umwandlung des Willens zur Erhaltung der Individualität in den „Willen zur Macht", von dessen unabsehbarer Bedeutung in den inneren Konflikten mich die Forschung Alfred Adlers überzeugt hat.

Mit dieser Umwandlung des Willens zur Erhaltung der Individualität in Willen zur Macht ist eine vollkommene Dissoziierung und Gegensatzstellung der beiden ursprünglich harmonisch einheitlichen Triebkomponenten gegeben, für welche ich früher die Formulierung gefunden habe: sich selbst nicht vergewaltigen lassen und andere nicht vergewaltigen wollen. Und diese sekundäre,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

erworbene Gegensatzstellung der egoistischen und altruistischen Tropismen erst ergibt das Antagonistenpaar des inneren Konfliktes, welcher im Selbsterhaltungskampf im Sinne Alfred Adler's unzweckmäßigen Äußerung kommt.

Es ist die Konsequenz der Gegensatzstellung, der gegenseitigen Reibung im inneren Konflikt, daß beide antagonistisch geordneten Triebkomponenten durch Überkompensation immer mehr entstellt und hypertrophisch werden. Infolgedessen äußert sich das Kräftespiel des Nichtvergewaltigtwerdenwollens und Nichtvergewaltigenwollens in modifizierter Form der beiden Impulse als innerer Konflikt von Willen zur Macht und Selbstaufhebung.

Es ist bereits angedeutet worden, daß die Erhaltungsfähigkeit der angeborenen Wesensart und ihrer Grundinstinkte von größter individueller Verschiedenheit ist. Es ist gesagt worden, daß es nur wenige sind, in denen sich das angeboren artgemäße Wesen und seine Grundinstinkte noch wirksam geltend erhalten können. Und damit unterliegt auch die ethische Komponente der kongenitalen Instinkte — das, was ich als Nichtvergewaltigenwollen bezeichnet habe — so großen individuellen Schwankungen, daß sie gerade nur bei einigen, und zwar bei einer Minderzahl von Individuen sich noch als nachweisbare Komponente der inneren Konflikte manifestieren wird. Als das Moment, das Adlers Erklärungen am meisten problematisch gelassen haben, erscheint mir das Phänomen des Masochismus im weitesten Sinne des Wortes. Der sadistischmasochistische Erscheinungskomplex ist nur die höchst gesteigerte klinische Ausdrucksform der sexuellen Destruktionssymbolik überhaupt. Für diese aber können wir jetzt die allgemeine Formulierung geben: die sexuelle Destruktionssymbolik ist das Verschmelzungsresultat der Sexualität mit den erworbenen Endeinstellungen Willen zur Macht und Selbstaufhebung.

Dies ist nicht mehr als die Definition für eine im Grunde fast selbstverständliche Tatsache. Es kommt jetzt die Frage in Betracht, wie diese Verschmelzung der Triebe zustande kommt. Tatsachen der Natur, auf welche eine einfache und selbstverständliche Reaktion von selbst gegeben ist, sind nie der Grund und eigentliche Kern von inneren Konflikten und konfliktenthaltender Symbolik. Die ungelösten Konflikte des Unbewußten, die sich in den Symbolerscheinungen nach außen projizieren, entstehen als Reaktion aus Tatsachen, auf welche zweckmäßig zu reagieren dem Menschen zu schwer geworden ist: auf Tatsachen, die man zu ändern nicht imstande ist und doch auch nie auf eine letzte Sehnsucht sie zu ändern ganz verzichten kann. Das heißt, die ungelösten inneren Konflikte und die Konfliktsymbolik, die als ihr Ausdruck aus dem Unbewußten kommt, entstehen durch den Druck von übermächtigen und unerträglichen Tatsachen der umgebenden Gesellschafts- und Familienordnung.

Es ist nach den Ergebnissen der Anthropologie wohl nicht mehr zweifelhaft, daß die bestehende Familienordnung, die Vaterrechtsfamilie keine solche ist, die mit der Menschheitsentwicklung von Anbeginn her sich mitentwickelt hätte, daß sie vielmehr das Ergebnis einer Umwälzung vorherbestandener andersartiger Verhältnisse darstellt. Als uranfängliche Institution erkennt die moderne Anthropologie das freie Mutterrecht, das sogenannte Mutterrecht der Urzeithorde. Das Wesen der mutterrechtlichen Institution besteht darin, daß die materielle Vorsorge für die Mutterschaftsmöglichkeit der Frau von Allen Männern der Gesellschaftsgruppe — hier also des ganzen Stammes — gewährleistet wird. Das Mutterrecht gewährt der Frau die wirtschaftliche und damit die sexuelle und menschliche Unabhängigkeit vom einzelnen Mann und stellt die Frau als Mutter in ein Verhältnis der direkten Verantwortlichkeit der Gesellschaft gegenüber, die als die Trägerin des Interesses an der Zukunft eintritt. Die Mythologie aller Völker bewahrt die Erinnerung an den prähistorischen Zustand des freien Mutterrechts in der Idee von einem gerechten goldenen Zeitalter und Paradies der Urzeit.

Über den Übergangsvorgang vom alten Mutterrecht zur jetzt bestehenden Familienordnung besteht zurzeit die sehr plausible Vermutung, daß die bestehende Form der Ehe als sogenannte Raubehe ihren Ursprung genommen hat, daß also die Grundlage der bestehenden Vaterrechtsfamilie aus dem Gebrauch von kriegsgefangenen Sklavinnen

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

hervorgegangen ist. Es wäre damit gesagt, daß die Assoziation der Sexualität mit Vergewaltigungsmotiven, die sexuelle Vergewaltigungssymbolik, welche die Menschheit durchzieht, auf einen universalen sexuellen Vergewaltigungsvorgang als ihre menschheitumfassende Ätiologie zurückgeht. Sei dem wie immer, au fjeden Fall müssen wir erkennen, daß die bestehende Familienordnung auf den Verzicht auf Freiheit der Frau gestellt ist, und daß diese Tatsache im inneren sexuellen Konflikt, genauer gesagt, in der sexuellen Vergewaltigungs- und Destruktionssymbolik ihren notwendigen psychologischen Ausdruck findet.

Das Grundprinzip jeder Gesellschaftsordnung ist die materielle Fürsorge für die Frau zur Ermöglichung der Mutterschaft. In der bestehenden Gesellschaftsordnung, der Ordnung des Vaterrechtes, wird die Ermöglichung der Mutterschaft der einzelnen Frau vom einzelnen Manne geboten, und dies bedeutet die materielle und damit die universelle Abhängigkeit der Frau vom Manne um der Mutterschaft willen.

Der Trieb zum Muttersein in der Frau ist zweifelloser als irgend ein anderer ein angeborener und unveräußerlicher Grundinstinkt, und die bestehende Gesellschaftsordnung erzeugt mit der der Frau gestellten Alternative zwischen dem Verzicht auf das Muttersein und dem Verzicht auf die freie Selbstbetätigung die Gegensatzstellung und Konfliktbildung zwischen den beiden essentiellen Grundinstinkten in der Frau: des spezifisch weiblichen Triebes zum Mutterwerden und des allgemein menschlischen zur Aufrechterhaltung der eigenen unabhängigen Individualität.

Der Mutterinstinkt gehört so sehr zum Wesen der Weiblichkeit, daß sich die innere Gegensatzstellung zu diesem Instinkt nur als Verneinung der eigenen Weiblichkeit selbst, als Wunsch nach Männlichkeit psychologisch manifestieren kann. Und das bedeutet, daß aller Willen zur eigenen individuellen Selbständigkeit, zur Freiheit und zum Sichbetätigen sich in der Frau mit der Verneinung der eigenen Weiblichkeit selbst, mit einer Art von homosexueller Endeinstellung assoziieren muß. Und ebenso ergibt es sich aus der der Frau gestellten Notwendigkeit, auf ihre individuelle Selbständigkeit zu verzichten, wenn sie Mutter werden will, daß sich der Trieb zum Mutterwerden und damit das Weibseinwollen überhaupt an sich mit einer menschlich und sexuell passiven Endeinstellung, mit einer masochistischen Triebkomponente verknüpfen muß.

Es ist nach dem früher Gesagten selbstverständlich, daß der Konflikt zwischen diesen beiden Endeinstellungen, dieser tiefste innere Konflikt der Frau nur dort erhalten bleibt, wo sich ein unverlierbarer Willen zum Festhalten an der eigenen Individualität und ihrer Freiheit, ein Willen, sich nicht vergewaltigen zu lassen, erhalten kann. Das heißt also in den Allerwenigsten. Die ungeheure Mehrzahl der Frauen finden ihr inneres Gleichgewicht und ihre innere Einheit in dem Verzicht auf eigene Individualität, in menschlicher wie sexueller Passivität. Allein in Allen Frauen erhält sich, sei es bewußt oder unbewußt, sei es mit innerlichem Ja oder Nein, das innere Gefühl, daß sie mit ihrer Sexualität und Mutterschaft sich vergewaltigen lassen: die Vergewaltigungs- und Destruktionssymbolik für Sexualität und Mutterschaft. Gleichwie in allen Männern, sei es bewußt oder unbewußt, sei es mit innerlichem Ja oder Nein, sich unverlierbar ein Gefühl erhält, daß ihre sexuellen Beziehungen zur Frau im Grunde Vergewaltigung sind.

Otto Groß

Der Aufsatz ist bereits zu einem Teil in meiner Arbeit „Über Destruktionssymbolik" veröffentlicht im Zentralblatt für Psychoanalyse und Psychotherapie IV. Jahrgang, Heft 11/12.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEGEGNUNG

Aus einem Roman von Franz Jung

Wieder wand sich der Zug durch das verschneite Land, durch plumpe Wälder, über Brücken, die empört sich krümmten — keuchte schon schwer. Böhme schnitt Grimassen.

Der bleigraue Norden lastete ungeheuer, als er endlich vom Bahnhof in die fremde Stadt hinaustrat; es war als sollte das Blut erstarren. Kahle schmutzige Häuser stierten fragend, die Tram kannte kein Erbarmen, stieß ihn teilnahmslos beiseite, ein Mann drängte sich grinsend auf und hatte es auf seine Handtasche abgesehen; sah er so hilflos aus — grübelte er, ließ aber alles seufzend gehen. Auch war er froh, daß er noch so schmutzig war und als ihn endlich der eisige Wind immer häufiger in die ebenen Flure warf, in denen Fässer rollten, Pferde wiehernd stampften, aber bösartig glotzend, fremd — trieb es ihn dennoch obwohl weit vom Ziel — fast eine Stunde mußte er mit sich ringen, wenn auch mehr unbeteiligt — in ein Café und zu dem entgegenkommenden Lächeln eines Markeurs, der zudem Zigaretten vor ihm ausbreitete und Miene machte, die Tageszeitungen zu servieren. Böhme seufzte, wischte sich das Wasser aus Nase, Mund und Augen, dachte an die Bauern seiner Heimat, die oberschlesischen Pferdehändler und Schweineeinkäufer, trank schmunzelnd mehrere Schalen Melange hintereinander, bäumte sich noch einmal gegen die blöden Tische, Karaffen, Kleiderständer, den Tabaksqualm, fernes Schimmern einer Birne aus dunklem Nebenzimmer, Klappern vom Buffet und den andern Gast, und froh auf einer weiter nach unten vorspringender Felsspitze seiner Verzweiflung, auf die er hart aufschlug, wieder ein. Es war unmöglich etwas zu hoffen. In dieser Luft, mußte er beinahe laut wimmern, kann niemand sein, der mir noch wohl will. Und er nahm sich noch vor, Paul kurzerhand zu ohrfeigen und war für eine Zeitlang überzeugt, damit der Mühe überhoben zu sein, ihn überhaupt aufzusuchen.

Schließlich machte er sich, nachdem er noch verschiedene neuaufschießende Pläne hin und her erwogen hatte, auf nach der Adresse, die ihm Maria gegeben hatte. Obwohl er sich nunmehr völlig klar und schmerzhaft erinnerte, daß Maria bei der Abfahrt mehreremals eigensinnig den Buchstaben einer Tram zum Coupé hinaufgeschrieen hatte und endlich — aber der Zug fuhr schon schneller — ärgerlich abgewinkt, war's nicht wie ein Fußtritt?! Es war für ihn kein Zweifel mehr, sie hatte ihn einfach abgesetzt, marsch! Gerade das gab ihm fast einen gewissen Halt, er ging schon entschlossener, schlug den Mantelkragen hoch, fand kühn eine Trafik und erstand wiederum Zigaretten, ... es ging ja. Dann betrat er das Hotel, ohne noch vorher ums Haus herumzuschleichen, d. h. nur ein ganz kein wenig — in dem jene Dame wohnte, die er zunächst aufzusuchen hatte, und nachdem in den Parterre-Café-Räumlichkeiten die nämlichen Erlebnisse betreffend Melange, Markeur, Buffet und dazu noch der einzelne Billardspieler, überdies auch Zeitungen in, na zwei Stunden nur noch matt, flügellahm aufstießen, schickte er einen Boten mit einem Billet nach oben, worauf denn auch eine Dame erschien und ihn begrüßen wollte, so daß er einen neuen Entschluß auf seine möglichen Folgen zu prüfen nicht mehr in der Lage war, sondern der Dame unter den gegebenen Verhältnissen voll lärmender Überlegenheit entgegenkam, worauf die Dame ihrerseits wieder die Augen errötend niederschlug und verlegen wurde.

Und als das Gespräch über Kälte, Häuser, Cafés geschickt hinausgeglitten war, entstand ihm allmählich wieder der Freund. Wochen und Monate zuckten quälend auf, Dämmern gleicher Liebe und jene plumpe Faust, die einmal herbeigezogen, zugriff und zerriß. Und Böhme wußte auf einmal gar nichts damit anzufangen, daß der Freund wieder da war. Es ist wahr, es bedrückt ihn neuerdings und er wäre gern geflohen. Es ist ja jetzt etwas ganz anderes, bat er zu sich und wollte sich verteidigen, er hat sich ja herausreißen lassen und die Welt ist dazwischen getreten, hat er mir helfen können . . . aber als Paul schließlich an

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

den Tisch trat, ihn umarmte und vor Freude rot war, wurden alle diese Zweifel ruckweise zurückgedrängt, und ehe Böhme noch eiegntlich von sich etwas sagen konnte, erzählten die Beiden fiebernd von der Zukunft eines Lebens, das sich jetzt vorbereitete und in das er mit eingeschlossen war derart, daß er merkte, es hilft nicht viel sich zu streuben. Das Jahr schien wie ein schwerer Regentag vorübergehuscht, und Paul nahm seine Sehnsüchte, die auch in Böhme verwurzelt waren, mit Leidenschaft wieder auf. Blieb erhobenen Hauptes, mit freiem Blick und tauschte mit der Dame manch leuchtendes Verstehen. Und alles, was noch gesprochen wurde, schien selbstverständlich. So daß, während sie willig den Launen Böhmes folgten, der von einem Café zum andern hetzte und schließlich unbedingt in die Nähe einer Magnatenkapelle placiert sein wollte, da er glaubte es nicht länger ertragen zu können, in die Worte ihn umgebender Wesen dauernd eingezwängt zu bleiben und so sich eher darüber, wenn auch mit Mühe hinaustasten konnte — ein Ring sich enger und enger um ihn schloß, Wehrloser machte, Versinken ließ. Nur, nachdem auch ein Hotel zunächst für ihn gefunden war und er plötzlich überaus jäh erschreckt, daran dachte, daß er Maria zu telegraphieren hatte und sich für Sekunden in schmerzlicher Ohnmacht wand, vor jenem Hotel machte er noch einen überraschenden Versuch. Wie um eine Last von sich abzuschütteln. Wandte sich mit spitzen Worten an Paul, daß er die vielen Wochen über ihm diese Frau, der er gerade wieder einmal die Hand drückte, verschwiegen hatte, und es sei doch so, er sei damit ein Anderer geworden, und alles Frühere doch zum größten Teil wenigstens aufgehoben. Aber seine Worte überstürzten sich, wurden ohne Halt und Farbe, verkrochen sich fast, als die Dame ihn freundlich ansahe und durchaus nicht erstaunt oder unbefangen ware, und der Andere, gar überhaupt die Angelegenheit nur nebensächlich behandelte und eine wirkliche Beantwortung hinausschob, da er sehr deutlich auf die Gegenwart hinwies und forderte, und schließlich beide wieder übereinstimmend das Telegramm an Maria aufbrachten in der Meinung, ihn zu beruhigen. Da gab Böhme den Versuch auf, sich weiterhin verständlich zu machen, und Paul umarmte ihn und rief: Lieber Freund — und: Unser großes Glück ist angebrochen.

So lag Böhme in bittersten Empfindungen allein und dachte daran, sich aus dem Leben zu schleichen. Wie eine warme Welle über flutete ihn der Gedanke an Paul und jene Frau und an den Zauber menschlicher Gemeinsamkeiten, der wieder an ihm vorübergerauscht war, und je mehr er in die kalten Zweifel auch wieder zurückfiel, um so höher stieg auch der ablösende Rausch eines Sehnsuchtbildes, und er klammerte sich mehr und mehr daran, glauben zu wollen, daß jenes neue Leben, das er selbst noch vor kaum einem Jahr verteidigt und erstrebt hatte, nunmehr der Andere kühner in die Hand genommen und glücklicher gewesen war, und daß er vielleicht doch ihm folgen solle, wenngleich zwar eine noch unbestimmte Krankheit ihn zweifellos doch nicht am Leben lassen würde — der Gedanke tat wohl — bis ihm war, als glaubte er wieder, den reinen großen Glauben an das Leben, klammerte sich daran, berauschte sich, schloß die Augen . . .

Nur war Maria in diesen Bruchstücken seiner Gedanken und Wünsche, ohne daß er es merkte, ausgelöscht.

Er hatte am nächsten Morgen einen klaren Kopf. Fühlte mitunter, es wird noch alles gut werden; wenn nicht, dann nicht. Er hatte einen freien Blick, so traf ihn Paul.

Sie sprachen lange Zeit erregt und eindringlich. Paul sagte dann: Vielleicht ist es besser, Du meidest vorerst Maria . . . dahinter lauerte eine Frage. Böhme zuckte die Achseln und hörte, wie der Andere verlegen von dem wunderbaren Eindruck sprach, den ihm Maria hinterlassen hätte. Böhme dachte gleichgültiger an die früheren Kämpfe und Ereignisse, die sie Beide in Maria verbinden sollten. Er nickte ironisch vor sich hin. Es war dem Andern nicht sehr recht. Während der noch stutzte, ließ sich Böhme erzählen, wie er seine neue Freundin gefunden. Paul griff das hastig auf. Es wurde offenbar, daß er selbst sehr wenig dazu getan hatte. Na also, sagte Böhme erleichtert und sah freundlich auf. Empfand, daß Paul den Überraschten spielte. Nein, er war im Augenblick so

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

klar, daß er sah, wie im andern ein harter Zug aufstieg, sich bös duckte, lang über den Raum horchte und dann überrascht glücklich schaute, strahlte . . . gewiß, sagte Böhme kühl, Du glaubst doch auch, daß die Frau entscheidet. Sind wir nicht nur die Kreisenden, steigen auf und warten, daß die Frau oder neues Leben, Welt, Glück sich auftut? Paul hörte hin. Beharrte der Böhme: Die Frau wurzelt im Boden des Lebens, sie wächst . . . und wir sind nur draußen herum, was liegt am Mann, können wir nicht wirklich lachen über den Tod, hä? Paul nickt überzeugt.

Dann gingen sie in ein Café, das einen freien Blick über den Platz der inneren Stadt bot. Paul sagte hastig: Ich bin oft hier. Sieh dahinunter. Nicht wahr, die Schenkel einer Frau . . . er stockte, kroch mehr in sich zusammen. Der Andere dachte, wenn schon so, warum muß er sich ducken. Mir wär's gleichgültiger. Paul sagte gekränkt: Was hast Du denn — der bösartige Zug stieg auf, rieb sich die Hände. Sprach wie zu einem Dritten: So ekelhaft boßhaft — das Gesicht wurde weich. Er sah jetzt bestürzt und traurig drein.

Später wieder fuhr Böhme auf: Ich sehe gar nicht, daß Du Dich freimachen willst; Du bist zwar entlassen, aber . . . Reden wir doch jetzt nicht davon, sagte der, Du — es sind doch wichtigere Dinge. Aha, schrie er dann plötzlich, daß Du immer so feige bist. Paul begehrte hilflos auf. Immer noch hast Du die Faust am Genick sitzen, Du hast Dich einsperren lassen, weil Du nicht mehr weiter wußtest, Hund . . . schrie Böhme auf. Er sah jetzt, wie sehr er den Andern getroffen hatte. Der trug einen namenlosen Schmerz im Gesicht. Zuckte am ganzen Körper. Aber Böhme sprach ruhiger weiter: Du hättest arbeiten sollen, damals und heute, Dich von Deinen Leuten ganz frei machen, eben noch sagst Du: ich wollte einmal ganz glücklich sein — hast Du Grund, weiter Dich zu entstellen, berauschen, hindämmern — wir warten auf Dich, wir, wir hatten die Hoffnung, den Glauben, von dem Du mir heute die Ohren vollbläst und Du . . . Du, hä? Paul bat flehentlich. So sagte der Andere dann müde: Andere läßt Du an Dir leiden — ich kann es nicht mehr mit ansehen, ein neues wunderbares Leben ziehst Du nun wieder in Deinen Kreis hinein, wird es auch gebrochen, gebeugt werden, soll mit tragen helfen . . . Paul! Der sah ihn mit leuchtenden Blicken an. Und als Maria zu Dir in die Zelle kam, sagst Du nicht selbst, sie war heilig in diesen Tagen — hast Du sie nicht beschmutzt, Du hast gewinselt, hast das Heiligste unseres Lebens in den Schmutz kranker Lächerlichkeit gleiten lassen, ist das Deine Kraft? Hör auf, schrie Paul, bat überstürzend: Du, ich bitte Dich, nicht das jetzt — um des Himmels willen . . . er war nahe daran zu weinen. Er verbarg sein Gesicht in den Händen. Zuckte wieder. Böhme fieberte. Hatte das Bedürfnis wild um sich zu schlagen. Keuchte in sich hinein.

Später sagte Paul: Es ist merkwürdig, daß Maria jetzt das Kind nicht leiden mag; verstehst Du das? Böhme machte ein verzweifeltes Gesicht. Habe ich das gesagt — brummte er vorwurfsvoll, es ist ja ganz anders, der aber beharrte nunmehr darauf und sprach darüber weiter, so daß der Andere ihm hätte an die Gurgel fahren wollen. Böhme fragte noch einmal unvermittelt: Wirst Du jetzt noch bewacht? Paul antwortete nicht. Man muß ihn damit lassen, dachte er. Dann sprachen sie wieder weiter. Schließlich schrieen sie wieder einander an. So verging dieser letzte Tag, der noch Böhme gegeben war.

Schon spät in der Nacht trennten sie sich. Du bleibst doch eine Enttäuschung, schrie Böhme, Du raffst Dich nicht zusammen, gibst Dir keine Mühe mehr, Du willst nicht, das ist's. Können andere für Dich schaffen — niemals. Du, Du, Du!

Er hatte das Gefühl, jetzt muß er mir eine Hoffnung geben. Aber der andere tat geqält und unruhig. Und fügte leise hinzu: Wenn es überhaupt ginge, würde man Dir ja alle Bedrückungen abnehmen, aber es geht doch nicht, wie wir einst dachten; Du mußt auch dabei wollen . . . Paul griff gerührt seine Hand: Du . . . jetzt kenne ich Dich erst wieder, Du lieber, lieber Freund. Seine Stimme war knabenhaft weich. Böhme wehrte ab. Tränen stiegen auf. Es wurde zwischen ihnen eine Sekunde unsagbar traurig. Böhme konnte nicht mehr sprechen, schüttelte den Kopf. Sie umarmten und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

küßten sich. Dann verschwand Böhme hinter der Tür. So verging dieser Tag.

Und das ist alles, was er mir sagen kann. Bohrte es in Böhme. Zitternd entkleidete er sich, dann aber brach über ihn eine namenlose Angst herein. So entsetzlich, daß ihm der Schweiß auf die Stirn trat. Er bäumte sich unter der Decke auf. Was ist geschehen — wollte er sich fassen. Dazu blieb keine Minute mehr. Er fror, daß er an allen Gliedern schlug. Er wurde von einer übermenschlichen Gewalt hin und her geschüttelt. Wurde losgelöst von jedem Leben. Er hätte vielleicht noch sagen können. Hol diesen Paul oder diese Frau der Teufel, ich habe nichts mehr damit zu tun, es ist nur eine feige Komödie! — er empfand dunkel, daß diese Gedanken fernab trauernd Gestalt gewannen, er hatte davon nichts mehr. Ich habe mich diesmal verschrieben, wußte er im eisigen Schauer, es ist vorbei. Jetzt kommt die Bezahlung. Er wurde ruhiger, während Körper und Glieder heftiger zitterten. Der Weg trennte dich deutlicher. Es war schon fast milde Überlegenheit, mit der er sich beschauen konnte, während das Herz jetzt ruckweise sich krampfte, Stöße erhielt, in den Schläfen etwas zu zerspringen drohte, der Kopf wird auseinandergerissen, ahnte er. Nun merkte er deutlich, daß der Kampf um ihn im Gange war. Es mußte ein Ringen auf Leben und Tod sein. ‚Meinetwegen', dachte er noch gleichmütig. Es hub immer wieder von neuem an, sauste, schwitzte, krallte sich, schrie! Er richtete sich jäh auf. Da blieb noch ein zerflatterndes Keuchen im Hirn. Fühlte bis in die äußersten Nervspitzen: Maria. Fühlte: Ein kalter Körper schiebt sich vor; deckt mich; legt sich schwer auf mich; er zuckt noch; will mich schützen — ah . . . kann mich nicht halten; lastet schwer, schweißig; gleitet ab, ah . . . Böhme nickte blöde vor sich hin. Schloß verzweifelt die Augen, wollte sich Maria in die Erinnerung zwingen, keuchte schweißtriefend — und ließ ab. Er hörte ein hartes schmetterndes Lachen. Dann hüllte er sich fröstelnd ein und lauschte und wartete . . .

In der Früh' kam ein Polizeibeamter, prüfte seine Papiere, fragte Verschiedenes, ging kopfschüttelnd wieder weg . . .

Sollte es noch einmal sein, schoß es in Böhme auf. Er sprang aus dem Bett, zitterte, daß er kaum stehen konnte, lief aus dem Hotel, schleppte sich zu jener Frau — draußen war es noch dunkel — und saß in dem Parterre bis in die Mittagsstunde. Er konnte nicht sprechen, die Augen waren weit offen, starr. Die Dame dachte, warum hält er nur immer die Finger so gespreizt . . . „Ich dachte, heute früh wäre Maria gekommen," sagte er dann hastig, „ich hatte so das Gefühl" — und er sah noch einmal prüfend zu den Fenstern hinaus. Es begann wieder zu schneien. Vorerst wehten einzelne große Flocken. Er merkte nicht, daß die Dame schon mehrere Male dasselbe auf ihn einsprach. O ja, sie meint es schon gut, beruhigte er sich. Er stürzte dann zur Tür, um nach einem Jungen zu sehen, der ganz so aussah und überhaupt sicher . . .

Da wurde er verhaftet. Zwei Männer traten von beiden Seiten auf ihn zu, faßten ihn am Gelenk. Nein nein — er ging schon so.

WIRKUNG UND WUCHT

Vorausgesetzt, daß etwas geschieht, und glücklich, der Träger dieses Geschehens zu sein — in wachem Bewußtsein — empfindet der Einzelne in der Spanne des momentanen Erlebens-Ablaufs einen toten bzw. rückläufigen Rest seines Ichs, ein Anschwellen von Empfindungen, die bei dem Versuch sie zu entknoten, den Widerstand des mit dem Ich verwachsenen ergeben. Das Leid — sofern nicht automatisch ein Ausgleich zueinanderstrebender Kräfte als Drittes erscheint und Träger des Gesamtgeschehens wird, zusammengesetzt aus der Projektion des Ich-Geschehens und dessen Aufnahme in einem zweiten Ich, im Andern und dessen zuströmender Projektion — in seiner Gesamtheit als Wirkung des ersten gesehen. Es ist nun einmal so, daß einer nicht viele und nicht alle sind, sondern höchstens ist, daß der Vorgang des Zu- und Miteinander eine Folge und

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Bestätigung des Erlebens als Kraftentfaltung und Ablauf und Verbrauch im Rahmen eines erträumten Ganzen darstellt und in sich als höchst Ordnendes und Erhaltendes das plumpe und langweilige Leid der Tage erst aufzunehmen geeignet ist — sei es als unendlich verfeinertes „Leid“ oder Glück oder Bewußtsein. Es ist dabei ganz unerheblich, ob später diese Begriffe eine neue Verfeinerung erfahren und sich zu neuen Grundlagen eignen und trennen.

Sicher ist, daß daraus für heute noch der Zwang zur Wirkung sich ableitet.

Wer noch d a ist, muß diesen Zwang sich bewußt machen. Ich rede nur zu Leuten, denen dieser Zwang zum Unerträglichsten geworden und sich gleichsetzt mit Selbstzerstörung.

Alle Vor- und Zwischenstufen beiseitegestellt. Wer will, kann noch aufhören, hier weiterzulesen!

Der an der Notwendigkeit der Umwelts-Beherrschung Schwache, Verzweifelte von dem Wesen der Macht, pendelnd in zwingender Willkür des Zerbrechens und scheint's selbsicheren Verantwortung des Gebrochenseins — das fortgesetzt selbst sich Auflösende, Hingebende verträgt es schwer zu wirken. Weniger aus Last der Gegenwirkung, Aufnahme — zu den erlesensten Genüssen zählt die Demut — lediglich durch das Gesetzmäßige. Eine letzte Entscheidung rollt sich ab auf brüchig gewordenem Niveau. Eine Stufe tiefer soll das Weiter verankert bleiben?

Die Natur schreit: ja!! das Inferiore, die Mittel, die Erlöser, die Wirkung, Leid als Objekt. Jemandem bleibt die Möglichkeit, sich zu verkriechen.

Das Ich besteht darauf: nein. Das Ich will noch den Willen haben, nicht zu wollen. Will, nicht muß — Mehrgewicht des Erlebens vom Wissen. Leid als Subjekt. Ich gegen Ich. Aus dem „Eins, nicht Alle“ (heute noch) als letzter Zwang geboren — zum dämmernden Willen zur Selbst-Zerstörung und Liebe und Auferstehung und Verherrlichung.

Diese Verwirklichung, Wirkung ohne Wirken, atemlose Balance im Zusammenbruch, Allmacht zum Selbst . . . und doch . . . voller Vielleichts . . . . angeschmiegt der Sünde, gut zu sein . . . sich leben lassen und wissen im Erleben fehlt gerade noch . . . und immer in bitterer Scham . . . und trotzalledem bereit, sich noch weiter leben zu lassen, weil alle leben, weil Ich auch noch Ich sein werde.

Das ist Wucht.

Wirkung gleich Macht und Ordnung und Friede und Menschlichkeit, erträglich durch Ausgleich, Gegensatz, Schwächen, Religionen, Verbrechen und Treue.

Wucht gleich Leid zum Glück. Teils unerträglich.

WENN ALLE WISSEN WERDEN

Die Zertrümmerung der Widerstände, die das Wissen des Einen von dem Andern trennt, ist soweit durchgekämpft, daß man bereits die einzelnen Punkte zu erkennen beginnt, von denen aus, sind sie erst einmal erreicht, die Durchsetzung des Seins mit dem Inhalt neuen Werdens anhebt.

Wohl der Entscheidenste ist, daß innerhalb der Voraussetzung des Glaubens an den Zwang fortfließender Auflösung der Wille bestehen kann, sich zu zerstören. Das Ich, in sich selbst abgeschlossen, aufzubrechen. Den Umweg automatisch sich abwickelnder Gedanken — immer nur innerhalb des Ich verstrickt — und deren Übertragung zur Äußerungsmöglichkeit zum Äußerungsbedürfnis abzulehnen. Eine Brücke von Einem zum Andern abzubrechen, die nur aufgezwungen ist, ein Notbehelf aus Schwäche einer noch frühen Entwicklungsstufe, die der Adel eines Ichs, das von sich g a n z weiß, verschmäht und im gleichen Verhältnis zum vollen Erleben verschmähen muß. Möglich, daß sich Behelfende das dafür erfundene Wort Tragik wählen. Aber etwas Derartiges gibt es eben nicht.

Zu übergehen ist, daß d e m entspringende Machtfülle und Unverletzlichkeit zur heutigen Umwelt voller Konflikte wird und rückentwickelnd schwelt, beinah als Beweis, daß das Sein begrenzt ist und der Körper zerfällt. Wer könnte l e b e n, solange noch einer s t i r b t.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Der Mensch, nach dem wir schauen, wenn auch in uns selbst, soll glauben, wissen und Ich sein.

Es gibt bereits ein gradwegs Verbindendes, von dem schon viele von uns wissen, eine scheue Bestätigung wenn auch noch zerbrechlichen und getrübten Seins, Glück und Leid und erbitterte tiefe Auflösung — die Bestätigung des Geschlechts. Gewiß ist es für das Ich gefährlich, ganz zu wissen, daß Mitfreude gleich Auflösung gleich Vergehen ist — in den hinübergleitenden Bestimmungen der „Zeit", unaufhörlich und mit dem Einsatz des ganzen Menschen erkauft. Umschleiert von dem bohrenden Streben nach Macht, voll Erbitterung, Mut und Verzweiflung. Diese Balanze ist gewißlich mörderisch und ohne das Glück des Alltags und dessen Freuden, sofern es nur überhaupt gelingt, Entgegenstehendes zu binden. Doch Wir wollen vorerst nur glauben dem kommenden Ich. Wir dürfen ja getrost sagen: Wir wollen. Wir nehmens auf, wir werden hinausziehen, wir werden da sein und halten und vergehen.

Darum fließt es leicht, zu glauben, daß im Geschlechtlichen allein das Wissen ist. Das Wissen von mir zu Dir.

(Wer in der Lage ist, Folgerungen daraus zu ziehen, hat es im Augenblick schon getan!) Es wird beispielsweise sein, daß der Welt das Wesen der Frau näherkommt. Das tiefere Sein. Das Schweben im Sein des Anderen. Das hinauswirkende Miterleben im Sein des Dritten.

Denn ich glaube, daß das Weib wissend ist. Daß, wer im Wissen des Weibes lebt, wissend wird und zerbricht. Dem Weib fehlt noch das Gleichgewicht des Mitwissenden.

Auf der Suche nach einer Empfehlung: Es wird beispielsweise sein, daß die Frau vorher und allgegenwärtig wissen wird. Den Alltag. Es ist nur eine Frage der Mühe. Erstaunlich, daß Psychologen sich damit noch nicht herausgetraut haben. Dann hört das „Männchen" im Mann auf. Es wird ausgebrannt. Der Mann erstickt — vor Scham. Der Staat. Nur der Wissende bleibt. Wenn die Frau sich erleben würde, dem Mann auf die Beine zu helfen, wäre es morgen da. So aber . . . .

So aber erlebt der Mensch Licht, Steine und Schnaps und sich selbst. Natürlich. Immer nur sich selbst.

Wenn er Ich sein wird.

DES KREUZWEGS VON DER FREIHEIT STERN LETZTE SBILD

Von Max Herrmann

Gewitter riß in die Bretterwände, an die Planken sprang wie ein toller Hund die Sturmflut, prallte einkrallend zurück und zischte wieder empor. — Ferke, der Bauer, kroch in sich und drehte den Rosenkranz. Die Freunde bekamen befremdete Mienen und schwiegen. Stunden voll Hölle überwanden die Herzen, die nur ihre einzige, späte Hoffnung hatten. Himmel und Sonne stand über ihnen, fern, eine Fata Morgana.

Einer erblickte eine Blume am Kajütenfenster, wie sie wieder jung wurde, und erkannte die Wahrheit solcher Erlösung.

Er sang . . .

Ferke, der Bauer, griff hastig an seine Geldtasche.

René ließ die Augen zufallen, hatte strahlend vor sich des Vaters Schloß, weiß zwischen Waldgebirg, und Sonja, den Schimmel, gesattelt zur Fuchshetz, und die Silberlivree, die den Steigbügel hielt, daß er einen Pfiff durch die Zähne tun mußte, fang!, wie man einem Hunde pfeift, und herrenhaft rufen: „An die Gewehre!"

Lachten sie herzlich — und stockten doch, als sie den Bauer spürten, sein Zusammenrucken für einen Augenblick und unhörbar „Zu Befehl!" — Blitzen. Und René sah auf, wurde blutrot, wankte in aussichtslosem Zornkrampf, hatte den Bauern schon als lebloses Bündel und warf ihn mit grausamer Gutmütigkeit ins Meer.

Unter einem jähen Springbrunnen sang, der die Blume am Kajütenfenster erblickt hatte und nun blind war, das Lied von dem Regenbogen, der ins Paradies führt, und eine schwarze Fahne Wald über farbige Felsen geworfen bestätigte ihn.

Andacht hob Glockenhymnen ins Ohr.

Man tat die Kleider ab und streute sie


Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

in die Wellen. Aus den Blicken, von Nerv zu Nerv flammte ein gegenseitiges Opfer, ewig verkettend.

Der erste, der den Sand berührte, zirkelte wie auf Spiegelglas, hüpfte ein paarmal, strich zärtlich an seinen Sohlen entlang und bekam ein breites, sicheres Negerlachen, den andern aus Muschelhorn prustendes „Willkommen!"

Sie zerbrachen das Schiff.

Brust lag an Brust unter Sternen, die kein Arg mehr kannten. Ringsum schaukelte in gleichem Takte Welt, die nicht weinen macht.

Aber noch einmal wurde in den Gestrüppen verflochtener Hirne die Sklavenjagd zertrümmernder Träume von Zwang, Feindseligkeit, Pflicht, Lüge und deren Trabanten Schicksal. Ertrotzte Hysterie des Vordem ihren Tribut aus Tränen und Ohnmacht.

Unter diesem Firmament, das erstarrt blich, eine erzene Schädeldecke, und von keiner Norm wußte.

René erhob sich unhörbar, tappte landeinwärts.

Getier spielte im Mondstrahl einer Lichtung.

Er griff nach der Schulter, unwillkürlich, verging in Scham, bis ihn ein Schauern in die Knie riß, die letzten Schlacken der Sucht seiner Ahnen zerklirrte, haftete und noch in die Sehnen seines Fußes hinab mit Geburtenschmerz den Stachel der Erneuerung schnellte.

Hosiannah!

Mitten unter den Geschöpfen!

Legte einen Finger in eines Eichhorns Pfote und küßte ein Reh zwischen die Augen. Ließ in seinem Haar Hirschkäfer grasen und Kätzchen über seine Brust gleiten, eine Frauenhand über Klaviertasten . . . kicherte glückselig mit dem Gegurr der Tauben.

Als er ging, hatte er hinter sich einen Zug von Lebendigem.

Alter Hunger nach Herrschaft erstarb und ein junger Kronreif, von Freisein gefügt, schmückte seine Stirn.

Er erzwang sich des Märchens Erfüllung, weil er es voll Einfalt so schmerzhaft gründlich in sich durchnahm. Er hatte es leicht: ihm war es das Ganz-Neue.

Die andern reichten ihm ihre Hände und schütteten sich hin, lechzten danach, leer zu sein. Erhielt jeder seine Hütte, sein brüderlich Getier, seinen Spiegel „Du lieber Garten! Du!" und die braune Frau, die aller Frau war, nicht lockte, nicht geizte, und die Stunden beschenkte, die sie selber als Geschenke entgegennahm.

Hosiannah!

Nur, der die Blume erblickt hatte, der Dichter, der Blinde, fand sich kein Genügen. Und ob er es schon nicht laut werden ließ, trieb es immer tiefer in die dunkle Höhle hinein, die seine Sehnsucht war, und er fühlte es größer und schwerer werden.

Keiner aber erkannte ihn.

Sie hatten ja dessen nicht Zeit. Ließen ihre Tatkräfte grasen, lachten, wie die Schellen schön gegeneinander klinkerten, und sammelten in ihre Ställe.

In ihm kreiste der Trieb.

Dumpf . . . dumpf . . .

Rollten Wehen, Zuckungen, Krämpfe schwelender Gesichte.

War er nicht mit dieser Insel geboren worden und ihrer Gefilde Mensch gewesen, ehe jene noch sie zu suchen begonnen hatten? War ihm nicht dies Wunder vertraut wie eine tote Gattin, um das jene eben erst zu freien anfingen?

Ihn würgte es, wie sie das Paradies für sich mit Beschlag legten, sich darin seßhaft machten, breit und bequem. Solides Fundament mit Wappen und Urkunde!

O Ekel, Ekel, Schauer in Blut und Blick!

Aber hatte er sie nicht hierhergesungen . . . ihnen ausgeliefert seinen Himmel . . . dem Letzten noch die seidne Strickleiter in die Hand gezwungen? . . .

Gezwungen! — — —

Sein schönes einsames Herz unter alle verteilt . . . nun war nicht mehr zu erkennen und darum zu rechten, wieviel davon in jedes Brust und Schoß und Mund und Auge schlug, und um sein flatterndes Allein war es unwiderbringlich geschehen!

Hatte er nicht die einzige Waffe verschenkt?

Wozu jetzt auch Waffen . . .

„— — meine Scham ist deine Scham, Bruder! — —"

„Lieber guter Bissen in hohler Hand! —"

Er ließ seine Hütte verfallen, seine Beste

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

verderben, seine Tiere sich verlaufen, die Frau von sich abgleiten —

Von Herd zu Herd rann sein Tag.

„Lieber guter Bissen in hohler Hand — — —"

Als er ein Scheit nahm, es weit von sich hielt, plötzlich wie in Ohnmacht zerbrach, ins Feuer stieß mit dem Fuße, schluchzte, die schon glühenden Stücke noch einmal faßte, küßte und behutsam beiseite schob, sah ihn René.

Halb Abscheu, halb Neugier, wie in ein Glas mit Gift.

Durch und durch.

Daß der Blinde den wachsenden Widerwillen wie Schweiß roch.

So saßen sie sich gegenüber, jeder seine Seele noch am Zügel, wie ein Tier, das schon Beute wittert.

Renés Schweigen ein Turm, um den stumm schwarze gewappnete Vögel glitten.

In Blutgier zitternde Vorwürfe.

Der andre wie ein Wasser ohne Ablauf.

Durch tausend Labyrinthe aufeinander zu — —

Bis René ihn als lebloses Bündel hatte und vors Tor zwang, zwang . . . hin zu des Blinden verwilderter Farm, dreimal dessen blutiggeschlagene Stirn auf den zerbrochenen Tisch hieb unter dem blühenden Apfelbaume, „Bruder . . . Bruder!" dazu knirschte und, ohne sich umzuwenden, mit beherrschter Selbstzufriedenheit ins Unhörbare schritt.

Klaubte sich der Blinde zusammen. —

Feierten die braunen Frauen im Haine das Fest ihrer Reinigung, hüpften Harfen durchs Gezweig, und aus blöden Fenstern kroch das Geschnarch der Männer, der trunknen, vom diebsfrohen Witwer-Gelage.

Kroch der Blinde zum Herd zurück, nahm das brennende Scheit.

Hielt es wie eine Fahne.

O Nacht, o Nichts, o Schwan, der kein Arg mehr kennt!

Liebe gute arme Hütte in ihr . . .

Feuerlein, Feuerlein, bist du frei und willst Güte und Nachsicht für alle haben? . . . Feuerlein! Feuerlein! — —

Aus den Gärten stürzten die Tiere, braune Nacktheit brach wie Wildbach aus den Büschen des heiligen Hains.

Der Blinde sang.

Dieses Heft ist herausgegeben von Dr. Otto Groß-Wien, preßgesetzlich verantwortlich im Bereich des Deutschen Reiches ist Franz Jung-Falkenberg b. Grünau (Mark). Druck von F. E. Haag in Melle (Hannover).

Vom Verlag Freie Straße sind bisher herausgegeben:

„Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist?" Erste Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Franz Jung.

„An dich — Erde!" Zweite Folge der Vorarbeit. Zeichnungen von Georg Schrimpf.

„Dem Andern in Dir." Dritte Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Richard Oehring.

Jedes Heft kostet 1 M. und ist durch den Buchhandel oder vom Verlag Freie Straße (Richard Oehring), Berlin-Wilmersdorf, Nassauische Str. 47, direkt zu beziehen.

Demnächst erscheint ein Band: Beiträge zur Zeit.

Digitized by Google   Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

VERANTWORTUNG — ZU FREMDEM ZWANG



Fünfte Folge der Vorarbeit

VERLAG FREIE STRASSE
1916

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEMERKUNG

Das Bewußtsein, daß Voraussetzung der Erlösung die Beseitigung des Zwiespaltes von Leben und Erleben, die Bejahung des Erlebens ist, deckt den Widerspruch auf, den die Opferung des Erlebens um des andern willen enthält. Die Rettung aus der Verzweiflung der Unfreiheit — die Erweckung des Mutes zu sich kann dem andern nur gelingen, wenn er selbst in seinem Tun diesen Mut zeigt. Dies ist die Stelle, wo das Recht zum Erleben — das allein nie ein Erleben frei gemacht hat — von der persönlich isolierten Bedeutung losgelöst wird und der Versuch zum Erleben Frage der Beziehung, der Gemeinsamkeit wird. Dieser Glaube wird auch die Kraft geben, den Weg bis zum Kern des Erlebens mit allem Bewußtsein des Ernstes zu gehen und dem Erleben treu zu sein, wo es gilt, den leichteren Verzicht auf sich zu verhüten oder die Folge des Erlebens ohne Wanken zu tragen. Dieser Glaube wird immer neu mit innerer Gewißheit und Freude bewegen. Das Vertrauen, nicht nur erleben zu dürfen, auch in der Wahrung eigenen Erlebens eine Aufgabe zu erfüllen um der andern willen, nimmt dem Erleben jede Scham vor dem andern und macht die Bahn frei, in Leid und Freudigkeit dahinzugehen.

Richard Oehring.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

ZWANG UND ERLEBEN

I

Die Stunde, wo wir atmen in dem Gefühl, leben zu können und zu dürfen, wie wir es in unserem Herzen fühlen, schreitend, wohin uns ein nie verhallender Ruf weist; ohne Furcht, dem anderen entgegen zu sein; mit der Gewißheit, im Einklang mit dem brausenden unaufhörlichen und unabirrbaren Geschehen der Welt zu bleiben; mit dem Jubel zu umfassen und umfaßt zu sein; mit dem Glück aufzunehmen und aufgenommen zu sein — die Stunde, wo wir voll der entstarrenden und krampflösenden Sicherheit sind, daß unser Erleben und Leben seine Einheit gewonnen, daß unser Erleben Gemeinschaft heißt. Mit dem Individualismus ist nichts getan. Die Meinung oder selbst das Bewußtsein oder der Wille, sich selbst zur Entscheidung zu machen, vermag nichts aufzulösen von den Stunden, wo Mutlosigkeit uns umdüsternd umstellt, leben zu dürfen und zu können, wie das Erlebnis heischt. Wo wir uns in einen Zwiespalt von Leben und Erleben einfressen, vergiftend und alle Wege versperrend. Unzählige Gründe, welche uns abschneiden. Angefangen von dem, der am offensichtlichsten und am wenigsten aus einem Konflikt in uns herzurühren scheint — von dem, daß das Leben oder Geschehen es sei, welches unser Erleben nicht aufkommen läßt, daß der Zwiespalt von Augenblick und Zeit, Tat und Bedeutung der Tat uns lahmlege, die Tat, auf welche das Erleben gerichtet bleibt, dem Geistigen unmöglich sei. Doch den Konflikt des Erlebens wird jeder tiefer in sich eingreifen gefühlt haben. Furcht und Ängste, erklärliche und unerklärliche, haben sich zwischen uns und das, was wir als unser Wollen empfanden, gestellt, irgendwelche quälende Willensbestandteile, die wir fürchteten, uns selbst als unser Erleben zuzugestehen, machten Entscheidungen unmöglich. Sehnsüchte blieben gehemmt durch Erinnerung an machtlos geglaubte Worte. Weiter aufdämmernd, manchmal erkennend: weniger zwischen Leben und Erleben als innerhalb unseres Erlebens liegt der Konflikt. Eine Erkenntnis aufflackernd nur unter unumstößlichen Tatsachen äußerer Zwänge. Des Zwangs, aufgerichtet seit unserer Kindheit, uns eingegraben mit Drohungen, Liebkosungen, Beschwörungen. Des Zwangs, dem jeder folgen müsse, dem das Erleben nicht standhalten könne und dürfe. Mit einer Vermengung von Können und Dürfen, die meist vergessen nur manchmal im Bewußtsein auftaucht. Es stellt das ganze Problem um, ob der Zwang besteht, weil ich nicht kann oder weil ich nicht darf. Ob das Dürfen nun äußerlicher oder innerlicher ist. Wie eng Können und Dürfen miteinander verwoben ist, weiß jeder, der einmal etwas bloß deshalb nicht tun konnte, weil er wußte, daß er es nicht dürfe. Es besteht eine Notwendigkeit jedesmal, wo ein Mensch etwas tut, das er bis dahin als nicht gedurft anerkannt hat, irgend etwas in sich selbst zu überwinden. Wenn man die einzelnen fragen würde, aus welchem Zwange in ihnen Konflikte erwachsen, wird kaum eine Antwort erfolgen, welche über den Zwang dieses oder jenes Naturgesetzes klagen würde. Diesem gewissermaßen natürlichen Zwange, dessen Auflösbarkeit beiseite gelassen sei, wird der Zwang der sozialen Gesetze, Sittlichkeiten und Sitten gesellt. Es mag sein, daß auch gegen die Naturgesetze empfunden wird. Aber die Konflikte, welche uns in den Zwiespalt von Leben und Erleben stürzen, werden wir fast ausnahmslos aus dem sozialen Zwang herleiten. Es bleibt ein Gefühl, wenn wir uns die doppelten Quellen des Zwanges bewußt machen, daß irgendein Unterschied zwischen beiden bestehe. Selbst wenn kein im Untergrunde des Wesens vorhandener, so doch wenigstens ein gradueller. So, daß der Naturzwang ganz äußerlich uns trifft, kaum, daß der Gedanke an die Möglichkeit eines inneren Konfliktes entstände, während sein Gefährte immer an unser Inneres greift. Während der eine im Laufe der Geschichte unverändert geblieben ist, zeigt der andere einen Wechsel des Gesichtes. Und zwar rührt die Änderung nicht von einem höheren Zwange her, sondern von der Seite, die unter dem alten Zwange gestanden hat. Die Absolutheit des Zwanges — jetzt sei nur an den innerlichen Zwang, den Sozialzwang oder psychischen Zwang gedacht — ist genommen. Was ich jedoch

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

mir gegenüber als Zwang anerkenne, ist absolut. Es klafft ein Widerspruch, wenn feststeht, daß ein Erleben den Zwang nach sich zu gestalten vermag, der ja eben seiner Natur nach dem Erleben gegenüberstehen soll. Während der Naturzwang von allen gleich empfunden wird, wird der Zwang (im eben fixierten Sinne) verschieden empfunden, von dem einen als unmittelbarer Zwang, von dem nächsten als eigener Willensbestandteil, von einem Dritten als eine Vermengung von beiden. Und nicht nur verschieden empfunden wird der Zwang, sondern auch verschieden reagiert wird auf ihn. Nicht nur von verschiedenen Individuen, sondern von ein und demselben Menschen. Der Zwang hat ein ganz relatives Aussehen. Doch in der Anerkennung des Zwanges als solchen bleiben sie alle gleich, wenn auch die persönliche Empfindung vom Zwange ganz verschieden ist. So, daß der eine den Zwang eines Gesetzes in der Vorschrift an sich, sein Gegenpartner in der Strafandrohung, ihr Mittelsmann in der zu befürchtenden Verachtung der Leute sehen. Alle diese sind sich einig in der Anerkennung des Zwanges. Die drei verkörpern Stufen, die jeder irgendwie gegangen ist. Vom ersten Moment unseres Erwachens ist alles darauf ausgegangen, unserem Erleben, unserer Tendenz zur Selbstäußerung den Zwang entgegenzustellen und uns zu einer Einordnung in Bestehendes zu veranlassen. Es gilt allgemein, daß der Neuankömmling sich einzuordnen hat, weniger daß das Bestehende dem Neuankömmling entgegenkommen könnte. Mag das tatsächlich nicht ganz so sein, in der allgemeinen Meinung ist es so. Diese Doktrin des Zwanges pflegt dabei von denen auszugehen, unter die wir uns versetzt sehen, zu denen unser noch so keimhaftes Verlangen geht. Ursprünglich trifft uns der Zwang in einer Weise, die kaum unterscheidbar ist von dem Zwang der Natur. Doch sehr bald beginnt das Wesen des Zwanges sich in uns zu verändern. Der Wunsch, nicht allein zu sein, das instinktive Fühlen, sich nicht halten zu können, bringen eine egozentrische Anerkennung des Zwanges meist schon vor dem Augenblick, wo man von außen her versucht, den Zwang in uns zu verinnerlichen. Von uns wird nicht mehr die Anerkennung eines konkreten Zwanges verlangt, sondern der Gehorsam. Gehorsam ist der neue Zwang, bei dessen Verletzung wir uns Angriffen der Umgebung aussetzen. „Das Kind muß gehorsam sein," hören wir, wenn ein Kind an dem gehindert wird, was der Hindernde selbst im Kerne richtiger nennen muß als sein Gebot. Ein Kind wird Handlungen aus ethisch sehr hochwertigen Trieben vornehmen. Und es wird doch der Fall eintreten, daß es sich gerade dort verneint sieht. Es ist nicht schwer, Kinder zum Gehorsam zu bringen. Sie werden zwar oft noch gegen den Gehorsam verstoßen — doch es kommt der Augenblick, wo der wachsende Mensch auch ihn in sich aufnimmt. Und ihn wahrscheinlich am meisten in sich aufnehmen wird dann, wenn sein Erleben eine neue Nähe schmerzlich verlangt, eine Hingabe ersehnt mit der Hoffnung auf die Herstellung einer Gemeinschaft. In einer Zeit, wo der Sturm neuer Ahnungen mit Beben und Glück, Aufdämmern von Leid und flehender Sehnsucht nach dem anderen die Notwendigkeit des Vertrauens, des Glaubens an die Umgebung fiebrisch steigert, nimmt der jugendliche Mensch schmerzlich die Anerkennung des Gehorsams auf. Mehr als die Knaben heute in enge Umgebung gebunden, haben gerade die Mädchen Zeiten eines mystischen inbrünstigen Gehorsams, welcher den heutigen Müttern ein oft mißbrauchtes und verratenes Glück zu geben pflegt, dessen Zusammenbruch desto schwerere Folgen nach nach sich zieht. Das Erleben, sich schmerzhaft nach Erweiterung, Glut, Inbrunst sehnend, saugt den Zwang in sich und macht ihn, der oft schon als Pflicht gegen die anderen gepredigt wurde, zu einem inneren Gebot. Das enterbte Erleben, ausgestoßen aus dem Paradies des Lebens, macht einen letzten tieftraurigen Versuch: es reißt das in sich, was gegen es selbst gestellt wurde. Doch ein Zwiespalt bleibt. Das Erleben kann sich nicht vergessen. Der Zwang bleibt erhalten in einer Zwangsvorstellung. Das Erleben hat sich zwar den Zwang adoptiert, sich gleichgemacht, kann jedoch nicht aufhören, den Zwang sich auch weiterhin vorzustellen in der Form der sittlichen Pflicht, des inneren Zwanges — stellt ihn sich vor als aus der Umgebung fließend, gleichzeitig als in die Umgebung führend.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

II.

Doch das Erleben sucht unaufhörlich Wege weiter; zunächst ohne das Alte abstreifen zu wollen und zu können. Verknüpft den Erinnerungen, dem organischen Gewordensein beginnt es das innere Gebot, den aufgenommenen Zwang in sich auszulegen und umzudeuten. Es macht schüchterne Versuche, neue Erkenntnisse aufrecht zu erhalten, die Erfüllung neuer Wünsche sich zu ermöglichen, ohne gegen das in sich Fixierte anzugehen. Es trägt den alten Zwang als Bestandteil mit sich weiter, beginnt aber ihn im Grunde immer nichtiger und wesenloser zu machen, ohne indes die Zwangsvorstellung aufzugeben. Äußerlich bleibt das Individium einheitlich, innerlich spaltet sich ein immer weiterer Riß. Bis neu wie in kaum erinnerten Zeiten der Wunsch sich frei macht zu einer Loslösung, zu einer neuen Durchsetzung des eigenen Erlebens gegen den Zwang. Da nun beginnt die Auseinandersetzung mit dem, was als äußerer oder innerer Zwang bezeichnet wurde. Es wird klar, daß der Zwang, der immer als solcher wenn schon in Abstufungen dem Erleben gegenübergestellt wurde, ganz so wie ein Teil des Erlebens zu wirken anfängt und tiefe Wurzeln in uns gesenkt hat. Der Wille, einen Zwang abzuschütteln, ein neues Erleben durchzusetzen, wird tausendmal durchglühend und befreiend aufflammen; alle Hemmnisse, welche dem Willen entgegengestanden haben, scheinen weggeräumt zu sein; das Recht zum eigenen Weg mag klar vor Augen liegen; der Verstand hat jeden einzelnen Punkt geprüft und erwogen; eine Weite tut sich dem sehnenden Auge auf — und doch stockt der Schritt. Wände stehen auf, es reißt an unserm Herzen. Es ist eine Scham, das zu tun, was alles in uns als das Herrlichste empfindet. Eine Qual wächst: Warum können wir nicht frei sein. Was ein Zwiespalt zwischen innen und außen zu sein schien, bohrt in unserem Herzen. Es ist, als könnten wir nicht in das Paradies hinein. Unser Erleben ist zwiespältig. Es ist manchmal, als verrate ein Teil in uns all das, was des anderen Teils glühendste Sehnsucht ist. Unser Tun verwandelt sich im Augenblick, wo es aus den Gedanken nach außen tritt. Wenn klar wird, daß das im Zwang verborgen gewesene Ungekannte unsere Erlebensverbindung war, hat der Zwang eigentlich aufgehört. Es ist nicht mehr möglich, die Ursache unseres Verhaltens nach außen zu verlegen. Unser Erleben oder seine Äußerung im Tun ist frei. Niemals, was wir tun, ist Zwang. Zwingend wirkt rückwärts die als möglich geschaute Folge des Tuns. Diese Folge ist es, welche wir als unserem Erleben zuwiderlaufend fürchten. Die Furcht vor der Folge des Tuns ist aber schon etwas, was eigentlich nur in unserem Erleben liegt oder anders ausgedrückt, sie ist nichts als die Unsicherheit unseres Erlebens. Wer kann die Folgen übersehen? Sind sie nicht verschieden wie die Wirkungen des Zwanges selbst? Sind sie nicht ganz abhängig von der Wucht und Durchschlagskraft des dem Tun zu grunde liegenden Erlebens? Tausendmal sind Dinge unmöglich genannt worden. Einmal ist einer gekommen und hat seinem Erleben so tief gläubig und sehnsuchtsvoll vertraut, daß es wahr geworden ist. Logisch genommen: Jede neue Lehre, jede Änderung der Welt ist die Durchbrechung eines Zwanges durch das freie Erleben. Ein neues Tun mit neuen Folgen ist nur dem möglich, in dem die Sicherheit des Erlebens die Folge umschließt. Jeder, der einen Zwang löste, fand in diesem Augenblick die Einheit von Leben und Erleben. Die Voraussetzung war die Lösung des Zwanges in ihm. Die Welt ist gewohnt, den Zwang als absolut anerkennen zu lassen. Das Kind wird gelehrt, den Zwang als Unveränderliches hinzunehmen, obwohl die Welt sich ewig verändert. Und dies nur durch die Aufhebung des Absoluten im Zwang. Es entsteht die Frage, was es bedeutet dieser Teil unseres Erlebens, den wir als Zwang nach außen projizieren, der uns eine gewisse äußere Balance in den Spaltungen des Erlebens leiht. Was es ist, das uns dies fester stabilisieren läßt als alles andere. Was uns veranlaßt zu der Errichtung des Zwanges als äußerer Projektion unseres Erlebens. Der Zwang trat ursprünglich von außen an uns heran, von den Menschen, mit denen uns eine Gemeinschaft verband, zu denen uns ein Gemeinschaftsverlangen trieb. Die Voraussetzung der Möglichkeit, in Gemeinschaft zu sein, war die Opferung des Erlebens, die Anerkennung des Zwanges. Von daher

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nahm der Zwang seinen Anfang. Dies war es, was die anderen von uns für sich forderten. Alles, was unter Zwang fällt, ist verknüpft mit dem Vorhandensein der Gemeinschaft. Unser primitives Empfinden nimmt es auf als Wesensteil derer, zu denen es uns verlangt. In dem Wunsche, uns zum Gliede der Gemeinschaft, zum Miterlebenden und Miterlebten zu machen, nahmen wir den Zwang in uns als eigenen Wesensteil auf. Der Zwang als Projektion unseres Erlebens nach außen, ist unser Gemeinschaftsgefühl, unsere Beziehung zum anderen, vom Anfang unserer Existenz an eingeschlossen in die Suggestion des Zwanges. Dem Durchsetzen des eigenen Erlebens wurde die Furcht beigemischt, dem anderen entgegen zu sein, die Angst allein sein zu müssen, und weiter die Scham vor dem anderen. Uns quält der Vorwurf derer, die den eigenen Weg den Verrat des anderen nennen. Wir fürchten aus der Gemeinschaft ausgestoßen zu sein, wenn wir uns folgen. Dem Erleben ist der Fluch des Verstoßes gegen die anderen angeheftet. Es ist dasselbe wie mit dem Kinde, von dem der Gehorsam als solcher verlangt wird und das für ein richtiges Tun aus diesem Grunde bestraft wird. Was alle als das Richtige zugeben, das zu tun, wird zum Verstoß gegen die Gemeinschaft. Es heißt: Töten ist böse. Aber dem steht gegenüber: Man muß töten. So fordert die Gemeinschaft das, was der einfache Sinn gegen die Gemeinschaft sieht. Es besteht die Vorstellung einer gewissen verbindenden Gleichheit des Erlebens, dem gleicher ebenso allgemeiner Zwang gegen das Erleben parallel läuft. Was alle wollen, darf niemand. Das schwerste Hemmnis gegen die Einheit des Erlebens wird die Scham vor dem anderen, die jedesmal das freie Ausschreiten zum Stocken bringt. Den ethisch vollkommensten Ausdruck hat diese Scham im Mitleid gefunden, welches unmittelbar die Unterordnung des eigenen Erlebens unter das der Anderen fordert, und alle Initiative zur Handlung an das Leid des anderen fesselt. Ohne Rücksicht auf den Konflikt, in den der Bemitleidete gebracht wird, indem sein Leid dem anderen das Leid des Erlebensverzichtes bringt. Es ist nachdenklich, daß zwar das Mitleid zum System erhoben worden ist, doch nie die Mitfreude. Das Mitleid, das scheinbar so ganz das Eingehen auf den anderen enthält, ist in Wirklichkeit vielmehr persönliche Angelegenheit. Der Mitleidige drückt den anderen herunter. Dennwürde er auch in dem anderen den Mitleidigen sehen, so entstände im gleichen Augenblick eine gegenseitige Freude in der Bejahung der Möglichkeit eines gemeinschaftlichen Erlebens. Eingehen wahrhaft auf den anderen wird der, der das Erleben des anderen will als seine Freude, während das Mitleid immer von einem Negativen ausgeht. Die Freude, gleich von allen empfunden, ist die Freiheit des Erlebens, frei innerhalb der Gemeinschaft. Der Mitleidige, welcher die Freude im Erleben erkennt, wird die Scham vor dem anderen verlieren. Niemand will im Inneren die Opferung des Erlebens.

Aus uns selbst kann nie eine Hemmung, nur ein Zwiespalt auftauchen. Setzen wir die Tatsache des Zwiespaltes im Erleben an die Stelle der üblichen Auffassung vom Gegensatz zwischen Tendenz des Erlebens und Hemmung des Erlebens, so sind wir vor den Entschluß der Entscheidung, die schwer und voll langer Kämpfe sein kann, gestellt. Aber alle Verantwortlichkeit liegt jetzt in uns. Wir stehen nicht mehr in Unfreiheit dem Zwang gegenüber, in Dumpfheit und Ohnmacht gebannt. Das Leben, mit Auf und Nieder, ist unsere Freiheit. Das, was wir als Hemmung in der Projektion des Erlebens, dem Tun, empfanden, stellt sich immer als eine Wirkung der anderen in unserem Erleben heraus. Doch nicht als der Zwang der anderen, sondern als unser Wunsch zum anderen. Die Scham vor dem anderen ist der Zweifel an der Möglichkeit, eine Beziehung zwischen unserem Willen zum Tun und der anderen in uns herzustellen. Sie fällt weg, wenn der andere unser Tun bestätigt — sie vergeht in der Gewißheit der Gemeinsamkeit. Wenn aus dem toten Felsen des Zwanges die Sehnsucht des Glaubens den Quell der verborgenen Gemeinschaftlichkeit hervorruft, dann wird der Glaube unerschütterlich werden, den man in uns töten wollte, daß alle Gemeinschaft nur die des Erlebens ist. Es wird so einfach klar, daß alles Neue geworden ist immer nur, weil ein Mensch seinem Erleben, der Gemeinschaftlichkeit seines Erlebens mehr vertraut

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Elsa Schiemann

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Elsa Schiemann

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

hat als die anderen. Die Anerkennung des Zwanges ist der verwirrteste Krampf der Liebe. Der Glaube an die Liebe zueinander, der Glaube, daß das Erleben immer wieder in die Gemeinschaft strömt, daß die Freimachung meines Erlebens im Sinne aller und ein Tun für alle ist, erschließt die leuchtende Blüte freudigen mutigen hingegebenen Erlebens. Wir wollen nicht mehr dem Leben, den anderen die Schuld an unserer Existenz geben. Wir wollen uns nicht mehr fürchten zu erleben. Und wenn dies uns irgendein Leid geben sollte — ein leuchtendes Leid, nicht vergleichbar mit dem Ersticken — so wissen wir, daß auch dieses Leid unser Erleben ist. Unser wie unsere Freude. Daß es fließen kann und sich bewegen wie unser Erleben. Die höchste Gemeinsamkeit wird ermöglicht durch das Erleben. Die Scham vor dem anderen wird nicht mehr bedrücken können. Der Zwang ist erloschen. Die Schreie der Straße und die aufhaltenden Beschwörungen der Eltern, die Not in dumpfen Stuben und in heulenden Cafés, das flache Lächeln der Bureaus und Verhandlungen, dessen Ekel sich oftmals einfraß, die furchtsamen Anfeindungen derer, die den eigenen Weg Verrat des anderen nannten — alles, was uns aufhielt, und was wir fürchteten zu verlassen, alles fließt in unser Leben ein, ohne es zu stören. Unser Leben das über uns thront, eine leuchtende glühende brausende Sonne, die es verlangt uns ihre Seligkeit zu schenken, und deren Glanz widerstrahlt, daß immer mehr diese Sonne ahnend schauen, von ihr durchglänzt werden.

DER BRUDER

Die Grete Müller sah ihren Bruder an: wird er — wird er?? . . . Sie wußte zwar nicht genau, was werden sollte. Aber sicherlich doch etwas. Er war sehr bleich, kniff etwas die Lippen zusammen, aber seine großen braunen Augen sahen über alles hinweg. Sie wollte dies und jenes sagen, aber erstens wußte er ja alles, sie hatten die ganze Zeit vorher davon gesprochen — und übrigens war der Vater dabei. So konnte sie nur sagen: Na, da fahr zu und schau halt . . . und so weiter. Nachher konnte er es in einem Brief nochmal alles lesen.

Weder die partiale Sonnenfinsternis, noch die lange Fahrt durch Thüringens Wälder bis J . . . interessierten im mindesten. Man war so schwer, daß man mit sich selbst zu tragen hatte, und konnte nur sitzen und atmen. Überdies hatte man das Gefühl, irgend etwas einholen zu müssen — oder nachholen oder eben überhaupt etwas holen. Wird schon. Wird schon. Aber es war doch sehr schwer: es gab da gar nichts zu tun. In dem Sinne wenigstens. Also mußte er zunächst ertragen, sich einfügen. Verflucht, dachte er: ist es das nicht? Doch ich muß wohl. Und er schrieb: ganz nett.

An dem Tage, bevor sie zu ihm fuhr, blieb sie lange noch abends mit einem ziemlich dummen Manne zusammen, den sie an jenem Tag eben kennengelernt hatte, und sprach mit ihm über Kunst oder sowas. Als er verabreden wollte: morgen oder übermorgen, sagte sie leichthin: Ich verreise zu meinem Bruder. Und dachte auf der ganzen Fahrt, wie sie zu ihm gut und zärtlich sein wollte. Auf seinem Schoß sitzen, sich anschmiegen und ihn streicheln und ihm Schokolade schenken. Nachher dann — genau wußte sie die Folgen nicht. Jedoch war sie für alles bereit.

Dann stand er am Bahnhof mit dem Mützel. Und das Gesicht war etwas verfallen. Kleiner, Kleiner, dachte sie und hätte ihn tragen mögen. Und ließ sich erzählen. Eine große Sehnsucht zitterte, unaufhörliches Suchen wollte. Sie dachte: ach mein Gott . . Betrunken ist er auch manchmal. Was tun denn die andern? Die spielen halt Karten. Sie sah die andern alle dann auch — während sie mit ihm ganz abseits saß — nach außen mehr oder weniger sicher. Und fühlte wieder die Atmosphäre dieser Sehnsucht. Dabei waren sie beide sehr stolz aufeinander. Jeden Tag machten sie dann Ausflüge zusammen wie immer. Als er ihr sein Zimmer zeigte, sagte er: Ich schlafe die paar Tage nebenan, mein Freund Weber ist bei seinen Eltern für kurze Zeit. Als sie fortfuhr, schrie er sie an: Wenn du dich nicht beeilst, werden wir den Zug verpassen. Auf der Rückfahrt wollte sie ein feiner Herr mit schwarzem Vollbart in ein Abteil erster Klasse mitnehmen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Eines Tages schrieb er: Ich kann das nicht mehr, ich komme zurück. Sie war froh, daß er wieder da sein würde.

Sie schrie ihren Vater maßlos an vor vielen Leuten, als er sich die Hand verletzte: Du bist daran schuld. Sie wollte mit ihm — sie allein — zum Arzt gehen, und benahm sich dabei so schwächlich. Und er war so rührend mutig, als er genäht wurde: Ich muß viel mehr ertragen lernen, und trällerte: Wenn ein Mädchen einen Herrn hat — auf der Straße. Dann küßten sie sich auf den Mund, aneinandergepreßt, und waren jäh und ganz tief getroffen. Lange nachher gingen sie noch leicht und sicher.

Einer seiner Freunde sagte ihr — schonend — daß Hans Müller betrunken sei. Sie sagte: Soo, und erführte sie hinaus. Hans Müller lag über einen Tisch lang ausgestreckt. Man konnte ihn nicht gleich sehen, da es dunkel war. Das ist mein Bruder, sie streckte den Arm aus. Der Freund beruhigte sie, nahm sich ihrer an, murmelte nicht so schlimm und so, drückte ihren Arm, seufzte und atmete. Sie schrie: Gießen Sie ihm Wasser über den Kopf, Wasser, Wasser. Und zitterte krampfhaft, als das Wasser in seinen Kragen floß, von den weichen Haaren tropfte. Dann kam sein entstelltes Gesicht hervor, und er stammelte: Grete, Und wollte nicht mit nach Haus gehen. Zwei Freunde mußten ihn schleppen. Sie gingen vor ihr: wie ein armer Sträfling und zuckte jedesmal, wenn sie ihn anschrien. Der Freund dachte, sie merke es jetzt doch nicht, wenn er sie streichelte.

Später schämte sie sich, daß sie ihn so hatte — — und bedankte sich noch bei den Freunden . . . oh. Sie half ihm die Treppen hinauf und zog ihn aus. Er streckte die Arme aus und weinte. Da streichelte sie ihm die Haare und sagte: Na, laß jetzt nur und schlaf.

Sie gingen wieder jeden Tag zusammen, wenn sie ganz froh waren, die Arme ineinandergelegt. Beschenkten sich mit Büchern, Bildern und Pralinés. Aber es war gleichsam alles wie unpersönlich, wie übertragen, wenn sie in ein Theater oder Konzert gingen. Aus zweiter Hand gewissermaßen. Die Grete Müller hielt darauf, daß er schön aussah, ganz auserlesen gekleidet ging, und daß ihn alle Frauen liebten. Sie sagte sogar zu der wunderschönen Ellis B., mit der sie sehr befreundet war: Du hast ebensolche Augen wie er. Und brachte es dahin, daß die beiden eine gemeinsame Autofahrt machten. Nachher mußte die schöne Ellis B. Vorwürfe anhören darüber, daß nichts geschehen war. Eine Geste oder irgendwie, er konnte doch so nichts wissen. Er war so unerhört weich und zart, er wollte eben genommen werden. Ah — und dabei wird eine schöne elegante Frau, wenn ihr ein Mann sagt — und wenn er es selbst nur sagt — Gnädige, ich bin zwei Stunden Ihnen nachgegangen, im Regen — gänzlich einer andern Richtung nach als meine Wohnung ist — und wenn er noch dazu gut aussieht, ihn wenigstens einmal anhören. Daß dann etwas aufblüht — was später vielleicht einmal aufwächst und strahlend hoch werden kann — daß ist seine Sache.

Sie träumte, davon, daß ihn zartgemalte distinguierte Kokotten mitnähmen und liebten.

Es schien als ob alles indirekt wurde. Etwas enttäuscht, irgend wo anders hin verlegt wurde. Auf eine — dachte man — natürlichere Basis, wo einige Hemmnisse nicht bestanden. Doch sagte sie immer zu den Männern: Mein Bruder hat — mein Bruder . . . Daß die fühlten: Ja, da kann man nix machen.

Er rang um seine Liebe. Doch war die Furcht, daß man nicht ganz einfach frei und restlos miteinander sein könnte, nicht so niederzubrechen oder zu überbrücken. Obwohl sie sich mühte, gerade die Beziehung zu einer Frau, die ihr sehr glücklich erschien, durchzusetzen gegen alles. Aber er stand schon nicht mehr fest dagegen, ließ geschehen — obzwar er sehr erregt war und den schmalen kleinen Stock durch die Luft sausen ließ. Als die Grete Müller den Widerstand gegen einen abenteuerlich verführerischen Jugendfreund kaum noch halten konnte, machte er ihr eine Szene. Sie hatte aus diesen beiden Gründen einen Zusammenbruch und wollte schreien und toben oder zum Fenster hinaus oder sofort vergehen oder dachte tausend andere Möglichkeiten — dabei lag sie bewegungslos auf dem Bett. Hans Müller war furchtbar erschrocken, wusch seiner Schwester Gesicht und Hände mit kölnischem Wasser.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Küßte sie und bat und weinte mit ihr zusammen. An diesem Abend war übrigens eine kleine Familienfeier, bei dem man Sekt trank. Aber das hat weiter nichts zu sagen.

Manchmal wenn die Unruhe zuckte und alles bis zum Schrecken verwirrt war, man mußte sich ducken und dagegen anspringen mit aller Wucht oder stand plötzlich ganz leer und kahl, alles glitt ab, man konnte nur müde schauen, dann lehnte sich die Grete Müller an ihren Bruder, und er nahm ihre Hände in seine kühleren.

Es gibt Zwang, aber es gibt die in jeder Jahreszeit herrlichen Birken, es gibt Pflicht, aber in den Tropenwäldern von Südafrika oder sonstwo schwingen sich die kleinen goldhaarigen Löwenäffchen in den Ästen. Es gibt boshafte Augen und zerkrampfte Gesichter, was tut's. Aber selbst im stürmischen Meer zu baden und Karussell zu fahren oder auf einem Gipfel zu stehen, genügt nicht, selbst wenn man dabei seine Kraft und Glut ausgeben kann. Etwas ist da, wenn man auch auf dem Grunde eines Eisblocks sich liegen fühlt, das will — —

Die Grete Müller dachte: wenn ich wenigstes sein Bruder wäre, dann würde ich ihn überall hinschleppen. Es muß doch etwas Schönes geben für ihn. Ein Kinderbild existierte von ihnen beiden, da saß sie mit den Haaren in dies fast unkindliche ernste Gesicht gekämmt, das ausdrückte: sei ruhig, ich bin ja da. Er stand auf einem Stühlchen neben ihr, die Hand nach ihr, als wenn er ganz lieb und dumm sagte: Gretchen. — Sie hatte ihn immer hinter sich her gezogen, wenn sie über die Straße zum Kaufmann gelaufen waren.

Hans Müller saß in dem dunklen Zimmer in einem Sessel. Seine Schwester lief am Fenster auf und ab, hell und dunkel. Wo warst du denn gestern? fragte sie ihn. Alles war so beklemmend häßlich und widerlich, seine Stimme kam leise und traurig. Sie stampfte mehrmals mit dem Fuße, suchte, dachte nach — das und das. — Im Vorbeigehen schlug sie immer auf den kleinen Tisch, daß er wankte. Sie war sehr erregt und sprach heftig. Ganz gleich, was daraus geschehen mochte, etwas wagen, alles tun, nur nicht diese bewegungslose Resignation. Ab und zu sprach er, hob die Hand auf und ließ sie fallen. Du bist doch gut und fein und schön, du — Grete Müller ging ganz in den Schatten zurück: ich würde selbst nicht scheuen . . . wenn ich wüßte . . . wenn du wolltest, und . . . Sie lehnte sich eng an die Wand. Sah zu ihm. Alle ihre Gedanken stürzten aus ihr heraus. Sie besann sich wieder, als sie mühsam atmen konnte: soll ich einfach? Wie? Wenn er nur eine Bewegung gemacht hätte. — —

Hans Müller hatt in aller Hast und Heftigkeit und Verwirrtheit vielleicht nicht verstanden, worum es sich handelte. Oder er konnte sich nicht rühren in diesem Glanz, der fast weh tat. Es ist auch möglich, daß er es erschrocken ablehnte und an allerlei dachte.

Die Grete Müller hat jedenfalls gewünscht, daß man ihn betrunken machte und zum Schreien gebracht hätte, er hätte furchtbar verzweifelt sein sollen und gänzlich zerstört. Und sich selber finden inmitten und ganz zaghaft erst und dann immer sicherer aufblühen und leise und glücklich lachen dürfen.

Wenn eine elegant-rassige Kapelle Ragtime und Tango spielt, fühlen sich ein paar Menschen zusammengehörig. Es ist etwas Aufeinandereingestelltes, gemeinsam-Sicheres. Die Grete Müller tanzte fast nur mit ihrem Bruder. Man glaubte nicht, daß sie Geschwister seien, manchmal riefen ihnen die Rollkutscher irgend etwas auf sie beide Bezügliches zu, dann lachten sie. Das heißt, der Hans Müller wurde meist etwas beklommen. Ihre Körper aneinandergelehnt, doch nicht nah, waren sie beide vollkommen ernst, ganz gespannt, gleichschwingend in dem schwerverhaltenen zwiespältigen Rhythmus.

Das war das letzte: er mußte fort. So weit entfernt sein. Mit all den vielen Männern zusammen. Er wollte sich anklammern, fiel zurück. Er saß ganz starr. Angst zerbröckelte ihn, löste ihn fast auf bis zur Hingabe. Doch mußte er sich wieder zurücknehmen. Noch dazu war mit seiner Person der Begriff einer überlauten gehackten Stimme, sehr großer Stiefel und eines Bartes verbunden. Manchmal schrie er eben — kurz, rauh. Das sicherte ihn ihn nach außen. Deshalb tat er es öfter. Nachher war der Zusammenbrauch um so größer. Frauen waren niemals da, einmal eine alte schlampige. Und eine junge

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

starke, mit einer Schürze umgebunden, lehnte an der Tür. Man mußte aus dem Wege gehen.

Einmal war eine Brücke zu einem Menschen gewesen. Strahlend hoch, alles überspannend, umfassend. Eine Sehnsucht suchte nach Bestätigung dieses Glückes. Aber sie war nicht so glühend, alle Gesetze zu verbrennen. Doch: darf man schwach werden. Er warf sich weg. Und dann waren so viele andere da. Furcht, Haß und Schuld krampften ihn zusammen. Nur für Augenblicke. Dann durfte er wieder aufblühen, die anderen fielen wieder ab. Bis etwas so unendlich Herrliches und Reines für sie war. Er schloß sich aus. Bebte und litt Schmerzen. Versuchte zurückzurollen. Kroch dahin, wo sie sich sonst getroffen hatten, um daraus empor zu wachsen. Sank ein und versteckte sich.

Von einer anderen Seite schien etwas aufdämmern, leuchten zu wollen. Aber er mußte zittern und flackern — wie sollte es nicht, wenn das Stärkste nicht mehr sicher war. Nie mehr? Er bäumte sich auf.

Ihm gegenüber saß ein großer Mann. Er reichte ihm etwas über den Tisch. Schenkend: Willst du? Der andere lachte laut auf. Er machte ein liebes Gesichtel: noch mehr? So zärtlich. Der große Mann schlug sich auf den Schenkel. Er rannte hinaus, hätte den anderen erschlagen wollen.

Das war auch noch eine Hoffnung gewesen, daß ein Mann mit ihm hätte sein können.

HIMMELFAHRT ZU „GOTT VATERLOS“

Von Max Herrmann

Anno sah immer noch den Wald.

Aber wieder auch scheuchte ihn der Jäger Mordgehetz aus Erlösung ewig grüner Grotten. —

Eine Jalousie knallte nieder, und das Altbekannte selbstgefällig sich zu Grabe bringender Geräusche reizte in Empörung, uferlos.

Ohnmacht vor sich selber schlug ihn in das Grün des Schreibtisches. — Grün! Grün! Fata morgana grausamer Oase du! —

Wie Noch-nicht-Flüggen in der Alten Nest zurück.

Eine Uhr bellte.

Und er tobte wider der Trompeter vor Kasernen stiere Pünktlichkeit. Schritte mahlten durch den Gang zum Haustor, am Sperrhaken Rütteln; da und dort eine Kiste noch einmal in Reih und Glied gerollt, wie auf schwerfällig festhaftendem Walzwerk zurück und hinauf holpernd . . näher und näher . . Verfluchtes Tür an Tür! . . und daß das Brett zwei Finger noch unter dem Rahmen klafft!

Einst schien er allem schon entronnen, schied um die Mitternacht und kehrte morgens wieder, links und rechts hinter fremden Mauern gingen, kamen Fremde, die er niemals sah, und drei Mädchen, Arm in Arm unter Sternen seines trunknen Heimgangs schaukelnd, folgten ihm, und platonische Gespräche brückenweit, hinter den geschlossenen Läden fraß der Tag die Nacht und andre Nacht den Tag, und die letzte Falte seiner Seele hatte nie geahnt, daß es aus dem Endlos-Luftigen hängender Gärten ein Zurück geben könnte in Umkellertes schimmliger Kerker von Verpflichtet-Sein und Vorwurf!

Anno wagte es, aller Jugend bittre Weisheit sich laut aufzusagen: „Warum machen es die Eltern uns so schwer, daß wir sie lieben, machen es so schwer durch Hartnäckigkeit ihres überzähligen Am-Leben-Bleibens?“ Wagte tiefer sich in sein Herz hinein:

„Tilgt nicht selbstgebrachtes Opfer jede Qual? Bricht nicht jeder Haß, der kein Feld mehr hat, wird nicht Rache ohne Gegenstand Scham und Reue? Muß der Jäger nicht, wenn das Wild vor ihm sich freiwillig in den Abgrund stürzt, sich erdrosseln gleich unentrinnbar vor sich selbst entblößt? . .

Und Wild und Jäger sind vereint im Paradiese ihrer Ausgeglichenheit äonenlang. —

Nebenan gab berechnet, kategorisch Hüsteln schwergekränkt Signale. Krachend schütterte die Tür zu, selbstgefällig Mindestmaß der Vergeltung für erlittne Unbill.

Katzen-Kreischen — — Poltern ins Verließ — — stumme Mißhandlung wie fanatisch.

Dann den Kohlenkasten, voll für morgen früh, durch die lange Pause stöhnend hingerückt, wirr aufweisend: „Lasttier ich!“,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

und wie einer irr den Baum, der ihn schmerzhaft hemmte im blindwütigen Lauf, schluchzend schlägt: Geklirr mit Eimern, Kannen.

Viel, viel später, wie aus den Unterhosen dünn heraus, der Vater: „Lene! in fünf, sechs Wochen sind die Nächte ja sowieso schon wärmer . . . siehst', da könn' sie ja dann draußen bleiben . . . Sicher, wenn sie eine Alte hätten, würden sie, glaubst' überhaupt schon längst . . Mäuse fangen . . .“ In Konfekt erstickend Gemuffel.

Spitz mitten hinein fischend in die greise Naschhaftigkeit, ganz voll Neid, und sich doch bewußt schämend jetzt eigenen Gelüstens, abseits dunkel nur mit dem Finger schlenkernd aus der Honigkrause . .

Und hernach ostentativ die altbacknen Semmeln in das Schubfach pochend: „Wenn sie aber . . . wenn sie Mäuse fangen, brauchten sie auch nicht mehr so viel zu fressen kriegen! . . . Die bekommen mehr wie unsereins! fressen einen ja rein bankrott!“ . . . —

Schon vom Bett mildres Echo, das Zurechtweisung leicht markiert: „Weißt, ein bissel Milch müssen sie dann auch noch richtig kriegen! . . aber sonst das heißt brauchen sie ja dann wirklich wohl nichts mehr . . ja, dann müssen sie eben sehn, daß sie sich genug Mäuse fangen. Glaubst', dann werden sie sich schon kümmern drum . . .“ — „Rein zum Spaß haben wir uns doch auch das Kroppzeug nicht angeschafft!“ . . .

Und das Weib hantelt mit den Kissen.

Schießt sich jäh mit harten Gliederecken in die Sprungfedern der Matratze. Boxt gekränkt nach rechts und links in die Weichteile ihres Bettes. Schrill, wie Sirenen eines Dampfers in das regelmäßige gleiche Wellen des Geschnarches.

„Willst du dir das Licht nicht holen, Anno?“

Gegen das Vogelbauer fährt ein Stuhl eine eigenmächtige Kurve . . Spiraliger Singeton, Splittern wider Draht zwei-, dreimal . . und in abgeknipstem Zither-Seufzer schwank verkrüppelnd . .

„Das Vieh auch noch! . . Pssst! . . .“ und nachgacksend hönisch: „Krick! — krick! krick!“ . .

Sanfter vom erwachten Vater her:

„Du, ich hab', weiß Gott, schon geträumt . .“ und noch milder, nachsichtiges Mitgefühl erschleichend: „Anno, sag', was sollen wir morgen mittag kochen? . . .“

Etwas wie ein „Amen“, dem die Schlinge allzuschnell den Hals schnürte, wird in heftig zugeklapptem Buch erstickt.

Fast geräuschlos öffnet sich die Tür . . .

„Soll ich dir etwa eine Wellwurst mitbringen? . . In der ‚Taube‘ ist nämlich Schlachtfest morgen . .“

Lautlos fast und mit instinktivem Sprung schafft Anno die Finsternis beiseite, macht der Mutter Kehle stumm.

Gurren wie ein letztes schlaffes sich Aufschleudern Vergewaltigter.

Vag vom andern Bett her Unruhe, haltloses Getast auf dem Nacht-Tisch nach der Streichholzschachtel und dem Leuchter. Stimmbruchartig Meckern, das sich kaum hervortraut: „Ihr! . . was habt ihr denn da für ein Gekindsche . . ein Gealbre noch . . ihr!, ich träumte schon . . mir ist morgen früh um fünf die Nacht weg . .“ — — —

Anno läßt los, schnappt nach Luft . . eine kaltklebrige Masse, Ekel geht von ihr aus, entgleitet seinem Griff . . Anno spritzt auf . . rennt in des Tisches Kante . . spürt durch des Schienbeins Schmerz Singen, das keinen Wert mehr haben kann, haut zwei Türen zu, prallt ans versperrte Haustor, sickert, eine aufgerißne Puppe, deren Lippen im Schmutz irgendeiner Stiefelsohle beten, hört von oben aus Kulissen jodlerartig kräuselnden Schrei und Aufklappen wie von Holz auf Holz . . deklamiert im selben Augenblick, im Sopran wie ein Kastrat, unwillkürlich ein „Gott sei gelobt!“ . . findet nun auch ganz mechanisch schon den Schlüssel in der Tasche, . . öffnet, schließt das Tor . . redet mit dem Wächter gleichmütig vom Sohn bei den Soldaten, . . sitzt ein Leben lang am Fluß, heiter, ganz befreit, unempfindlich gegen Frost und Wind . .

„O gebenedeit spätes Glück heiligen Einsam-Seins . . o gebenedeit! . .“ Und ein Luftschiff reißt sich vom Tau . . flackert . . zackt ins Geleucht . . und als die Wasser über seinem Haupt zusammenschlagen, das sich immer noch einmal steil in den Mond hinüberbäumt, ward sein Herz längst in einem jähen Blitze zu Gott „Vaterlos“ entrückt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Verantwortlich für die Herausgabe und den gesamten Inhalt ist Richard Oehring, Berlin. Druck von F. E. Haag, Melle i. Hann.

Vom Verlag Freie Straße sind bisher herausgegeben:

„Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist?" Erste Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Franz Jung. (Vergriffen.)

„An dich — Erde!" Zweite Folge der Vorarbeit. Zeichnungen von Georg Schrimpf.

„Dem Andern in Dir." Dritte Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Richard Oehring.

„Um Weisheit und Leben." Vierte Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Dr. Otto Gross.

Jedes Heft kostet 1 M. und ist durch den Buchhandel oder vom Verlag Freie Straße (Richard Oehring) Berlin-Südende, Steglitzer Straße 34, Amt Tempelhof 988 direkt zu beziehen

Zuschriften, die eine tätige Stellungnahme zu dem Zwecke dieser Veröffentlichungen enthalten, werden an die Verlagsadresse erbeten.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Die Technik des Glücks

Sechste Folge der Vorarbeit



1917

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEMERKUNG

Unter Technik des Glücks ist zu verstehen: daß Glück eine Sache ist, eine Angelegenheit oder Partei. Daß Glück käuflich, abstellbar und biegsam ist und meistens gegen den davon behafteten sich kehrt. Darum Technik des Glücks empfehlenswert. Technik ist: sich nicht völlig auffressen lassen. Lavieren — es hilft doch keiner, und sollte es einem einfallen, wird man sich dagegen wehren müssen. Keine Geständnisse, besser Fußtritte. Die Vorarbeit, von der die 6 Folgen dieser Heftsammlung sprechen, ist bald abgeschlossen. Der Hund hinterm Ofen hat sich nicht gerade gerührt, der Kreis des Zustimmenden ist geringer geworden, eine Mehrzahl beginnt sich gegen uns zu stellen. Feststellung.

Franz Jung

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

VON DER NOT DES WIDERSPRUCHS

Die Existenzspannung des Einzelnen zwischen Recht und Unrecht, richtig und falsch, Kain und Abel, Christus und Judas meinetwegen — gehört der Vergangenheit an. Einem Zeitalter, das zertrümmert werden mußte, weil mein und Dein Vater noch als Vater darin lebten. Dazu beigetragen hat nicht allein das Wissen um die Beziehung der Menschen zu einander und deren Wiederspiegelung in allen Erscheinungen des äußeren Lebensablaufes, sondern die allmählich heller durchdringende Erkenntnis von der Beziehung der Menschen gegen einander. Vorausgesetzt, daß alle Tage im Jahre der Mensch einsam ist, also vorausgesetzt, daß der Einzelne aus sich selbst heraus im Rahmen der Umwelt den Linien und Kurven des Ich zu folgen sich müht — Leute mit festem Lebensprogramm saben gerade noch den Arbeitsvertrag in der Tasche, höchstens Religionsstifter zählen noch mit — ist es inzwischen an der Zeit, auch diese Einsamkeit aufzulösen.

Solange das In-Erscheinungtreten der Einzelexistenz aus der Erkenntnis der Unzulänglichkeit des Einzelnen, also aus der Masse heraus für ein Nebeneinander sich organisiert oder angenommenerweise organisiert werden muß, solange also das „Leben" die Bedingungen entscheidend beeinflußt — und nicht das „Erleben", die Differenzierung des Ich auf die Erscheinungsformen der Umwelt, die Auflösung des Ich durch die Organisation des Nebeneinander hindurch in der Spannnug eines ungeheueren Leids samt einem ungeheueren Glück, so daß das Ich den Tod oder die Verkrampfung der restlichen Milliarden Lebewesen wissend, mitschwingend tragen kann, solange ist das Hineintragen von Ahnungen über die Wesenheit der Beziehung in diese Lebensform, in der wir noch alle von Stunde zu Stunde gleiten, der fatale lebensfeindliche Kompromiß, der in Konflikten schwelt ohne das Wissen um deren Weiter. Was geschieht schließlich damit, daß jemand sich manifestiert, er liebe die Menschen. Im Höchstfall eine Religion. Wo es sich doch darum handelt, die Vorbedingungen für das Erleben jener Beziehungswesenheit (eines Wir statt wir) im Ich zu gründen. Ich pfeife auf Verbrüderung, Gemeinsamkeit und alle die letzten Zuckungen jahrhunderte alter Staatsmusik.

Die Beziehung der Menschen nebeneinander erfaßt das Gesetz, die Staatsordnung und der Lebenskompromiß als in dieser Atmosphäre höchstmögliche Form des Erlebens. Ich finde, daß lediglich um die Differenzierungen dieses Kompromisses noch heute ausschließlich gestritten wird. Ein Für und Wider gegen derartiges schaltet hier völlig aus. Eine Beziehung gegeneinander wurzelt in allem jenem Kompromiß Feindlichen, in der Härte darüber hinaus und in der Sentimentalität eines daran splitternden Zusammenbruchs. Man wird leicht daraus folgern können, daß eine Beziehung zueinander im Vergleich zu dieser nur eine Frage atmosphärischer Einstellung ist. Das psychische Wetter kann darüber entscheiden. Zu oder Gegen wird immer der Ausdruck des tappenden Ichs sein, Unsicherheit, Schwäche. Darum liegt die Entscheidung: Das Gegen so zu differenzieren, daß es nicht mehr Programm wird. (Zu ist immer rPogramm). Den Widerspruch im Kreis zu bewegen, den Widerspruch gegen sich selbst. Endlich immer nein sagen, nein!

Damit alle nein sagen. Alle, die über das Leben hinaus erleben und in diesem Erleben noch einsam sind (sein müssen).

Damit diese alle einmal sich aufzuheben entschlossen sind, für — vorausgesetzt, das Ich einsam im Kreise und Du einsames kreisendes Ich und Du Ich —

Und ich und du und Du und alle miteinander erleben. Miteinander erlebensfähig werden. Miteinander ohne Zu und Gegen, ohne Klischees wie Haß und Liebe, Religion, Weltgefühl und Zahnweh. (Ichgefühl.) Überhaupt ohne „Gefühl", sondern voll Wissen und Sein. Das Sein, das Dasein, tausendfach zersplitternd im Widerspruch mit allem als neues Sein. Wucht, Macht, Beziehung. Die neue Beziehung hebt an, unzerstörbar, da sie sich selbst jede Sekunde zu zerstören daran ist. Geläutert, da sie sich müht, sich immer wieder zu bedrecken, glückhaft, da sie sich vor Leid krümmt. Diese Beziehung

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

des Miteinander kennt nicht Ja-sagen, solange Gesetze sind, d. h. solange nicht alle Ja-sagen „dürfen", solange selbst der Intellekt noch zurückschreckt, gegen das Gesetz der Schwerkraft, gegen den plumpen aufgezwungenen Ausgleich von Tag und Nacht, gegen Wärme und Kälte, gegen die Existenz von Löwen, Meer, Schmetterlingen, Steine — gegen die Sinne zu revolutionieren. Warum ist niemand von uns „Natur", daß er der Natur widerspricht!

Unser Sein zu hämmern!

Die Erscheinungen des täglichen Lebens werden zum willkommenen Rüstzeug. Die restlichen Milliarden Mitlebenden werden an unserem Sein erstarken. Du selbst wirst Selbst erstehen, wachsen, Dich ausbreiten in Leid, Verzweiflung, Freude und Schreien, Du sein.

In jener glückhaften Zertrümmerung jeder Beziehung um der Beziehung willen, in dieser Zerstörung des Ich wird einmal jetzt und in ferner Zeit das Wissen entstehen, schamhaft, winselnd, verlogen, brutal, glückberstend — vom Sein. Vom eigenen Sein um des Anderen Sein willen, und es ist so schwer zu ertragen — um der Einsamkeit des Andern, um der Auflösung jener Einsamkeit willen, selbst einsam zu sein und diese Einsamkeit gegen sich selbst zerstörend aufblättern sehen und sich sehnen.

Daß noch in uns die Kraft wühlt, Erlebnis werden zu wissen, das Du gleich Ich sein sich vorbereitet.

DAS WUNDER

Über das Wunder haben viele Jahrhunderte gar nicht nachgedacht, und das letztverflossene, das die Frage des Wunders zu einem Problem erhoben hat, war der Summe seiner Tendenzen nach das menschlich peinlichste. Ein Zeitalter der Aufklärung, in dem Brutanstalten, flüssige Luft und die Erkenntnis, daß der Mensch kopfsteht, psychologische Gehalt alles Philosophierens, von Erkenntniskritik und Ethik sind, verfällt in seinen aus dem Erlebnis des Einzelnen heraus notwendig als Verzweiflung auftretenden Übertreibungen des Psychischen sauve qui peut der komischen Verzerrungen. Einer Komik, die dem heutigen Bewußtsein als Leid projeziert ein Teil des gegenwärtigen Erlebens ist. Es bleibt verwunderlich, daß sich nicht mehr Leute aufhängen.

Nur in diesem Zusammenhange ist jeder Krieg in Erkenntnis zu setzen. Keinem wird mehr einfallen, etwa das dem Einzelnen anscheinend Aufgezwungene nationaler Auseinandersetzungen im Rahmen technischer aus der Masseneinstellung hervorgegangener Vernichtungsmittel als Bewegung oder Willen gleichem Massenprinzip folgender Gemeinschaft, Organisation und Staat ansprechen zu wollen. Gar nicht zu reden davon, daß alten Überlieferungen des Köhlerglaubens nach derartige Gemeinschaften wieder nur Träger eines einzelnen zufälligen Willens sein sollen.

So weit ist es noch nicht, daß die Gemeinsamkeit aller Verdrängungen für jeden Einzelnen gleicherweise wärmend der erstrebte Schimmer einer restlos strahlenden Lüge ist. Die Wärmeschwankungen zwischen aufdämmernder Erkenntnis — konfliktkrank als Welteinsamkeit — und überstrahlender Glut des Sichverlierens ins Ungewisse persönlichen Heldentums — gemütstrunken als Neu-Schaffende wie als Zerstörer — sorgen dafür, daß die Balance gegenseitiger Kompromißbildung sich von Generation zu Generation zwar festigen kann. Allerdings werden die Ausschläge und Erschütterungen schärfer. Darum kann jeder Krieg niemals und gottlob der letzte sein. Vielmehr: werden die in solchen Zuckungen Verendenden eine Partei formieren und mit jedem Tropfen Blut eine Festigung hinausstrahlen, die von gerade noch Verendenden aufgenommen fortgesetzt weiter strahlt, eine Stabilisierung des Weltgeschehns durchsetzen wird, die auf das psychische Walten übergreifend das Wunder bedeutet.

Nicht etwa, daß das Verenden sich gerade noch Auflehnender eine neue Masse ist, noch daß diese Partei das Ziel einer Machtentfaltung und Herrschaft in sich trüge, Der Kampf — das Ende — liegt eher im Auf-

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

lehnen gegen den Widerspruch zum Verbrechen, gegen die Verfolgung des Unrechts, gegen den Versuch aufhalten zu wollen (mit jedem Mittel, daß einer von vornherein aus dem eigenen Blute heraus alles Bestehende zerstört und sich Selbst, sofern er besteht — und doch so nötig hat, zu stehen. (Das Stehen gegen Bestehen, wobei das Bleiben unerheblich wird).

Nur der Krieg: Einer gegen Alle — ist Erlebnis.

Aber was warten die Leute noch?

Das Wunder ist, kann man sagen, die Bewegung der Objekte, wobei der zufällig Einzelne weder mitschwingt noch Objekt ist. Die Projektion dieser Objekte, von Philosophen als Weltanschauung gestempelt, kristallisiert sich überragend als Schicksal oder Bestimmung oder sonst was, je ärmlicher der Einzelne zu den Objekten steht. Der „Ich" erkennt überhaupt Objekte nicht an. In der Spannung zu einem weniger bewußten anderen Ich (wobei im Hinblick auf das Obengesagte die Spannung bereits das Verendende ist) variiert und differenziert dem Einzelnen gegenüber die sich erschließende psychologische Reihe des Geschehens, projeziert auf Objekte, beliebig verschieden. Und so verschieden nach der Erlebenskraft des Einzelnen, daß Masseneinstellungen, sich selbst gegensätzlich, davon erfaßt werden. Die Sonne kugelt einem vor die Füße, oder verständlicher: man bringt es fertig, daß vierzig Tage kein Tropfen Regen fällt.

Glaubt heute wirklich noch jemand, daß das so schwer ist?

Worauf warten denn dann die Leute noch?

Ursache und Wirkung, eigene Glaubenskraft, Epatez les bourgeois, steife Haarhüte, langweilige Orgien zitternder Lebensangst.

Das Wunder, das Wunder-bare, -same, -volle, -schöne, -heilige, milde . . .

Hat jeder längst in der Tasche.

Wer wirklich das Ende weiß, wünscht nicht zu triumphieren, daß andere glauben — sofern er gegen sich selbst, gegen Sonne und den Weltenraum zu sein sich anschickt.

Wir brauchen keine Sprache mehr.

Wir glauben bereits gegen unseren Glauben.

Und so fort.

VOM ALLEINSEIN

Es kommt nur darauf an, sich selbst zu glauben; darin ist das Selbstbelügen mit allen Selbstzweifeln schon einbegriffen. Wer von sich erklären kann, ed ist allein, der gaubt nicht mehr, geschweige denn, daß er die Kraft hätte, an sich zu zweifeln oder sich selbst zu belügen. Der ist überhaupt nicht, sondern der ist nur in den anderen. Sodaß er im Rahmen allgemein angenommener Naturnotwendigkeiten wie Schwerkraft und Tod, gegen die aufzutreten sich jetzt endlich verlohnte, einmal zwangsweise sein (seien) muß — als Schreiender, Umsichschlagender, dem das Leben „wehtut, als Missetäter, Weltverbesserer, Gerechter und Revolutionär mit Ziel und Zweck, als Schwächling, der nur mehr von den anderen weiß, und dem beginnt wehzutun, und dessen Ende erst beweist, der so stark inzwischen von Sich weiß und die Umwelt von sich aus tragen könnte, daß das Wissen um andere längst glückhafte Ruhepunkte geworden sind — bis die erpresserische Tatsache jenes Schwächlings zu einer neuen Balance sich vorbereitet, die — vielleicht eine tiefere Freude sein wird.

Gibt es denn solche Schwächlinge? Nein!

Sondern: Die Selbstbestimmung jeder Handlung ruht im anderen, dessen Sehnsucht in der Spannung zur Umwelt des einzelnen über diesen hinaus gefunden hat. Der andere in Mir ist das Ich, das mich in Spannung hält, und das Ich im anderen ist wiederum nur jenes Ich, das mich zu bestätigen bereit ist. Zu bestätigen. Mich aufzulösen ist die Vereinigung von beiden, im währenden Kreis der Bestätigungen — weniger stark gebunden an den Ablauf kompromißhaft anerkannter Zeit. Erst in der Wirksamkeit jener Auflösung, die den Einen gleich den Anderen setzt, reift das Erleben dessen Spannungen zwischen den Einzelnen bereits als Vorbedingung bestätigt, die Quelle jenes ungeheueren Glückes sind, das die heutige Welt umstürzen wird. Die Zerreißung des Ich im anderen um der Sehnsucht des eigenen Ich willen — nur einmal die Sonne sehen wollen — ist das großartige Böse im Einzelnen, das den Kompromiß zur Notwendigkeit macht, und warum wir „arbeiten" müssen. Sonst hätte wer gar das

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

fatale Pech, nicht mehr sterben zu dürfen, oder gar für sich allein in einem nichts mehr auflösbaren Äther zu schweben. Sonst gäbe es gar keinen Gott, gegen den sich zu stemmen erst glückempfindlich macht.

Der Unfug des Alleinseins verfängt nicht mehr. Der Einzelne erlebt sich, daß er unsagbar glücklich ist. Die Einzelnen als Erscheinungsfrom in Massen festgestellt, verstecken sich zwischeneinander, so lange aus Schwäche zurückgebliebene Schwäche vorgibt, in der Auseinandersetzung der Beziehungen nicht auflösbar zu sein, nicht bestätigt zu werden, ja auf so abwegigem Gleis gegen Bestätigungen revolutionieren zu müssen, — weil letzten Endes ein einzelnes Ich ausgerechnet für die Masse zu wenig, für die Masse, die sich erst totschlagen lassen will um glücklich zu sein, kann Einer alle umbringen — vielleicht gegenwärtig noch nicht. Aber Eines — und gerade dagegen ist die Not des einzelnen Ich zu revolutionieren. Es wird auch hier noch der Riß in die Existenz hineingetragen, den nur der niveaulose Kompromiß kittet, das Perpetuum mobile unseres Glücks.

Manchmal denkt jemand, das Leben kann man zwingen, wobei der doch gar nicht „denken" würde, wenn er es nicht schon gezwungen hätte. Das Leben ist im Erleben eni für alle Mal und für alle gezwungen.

Es ist peinlich, sich zu erinnern, daß die Menschen verlernt haben, sich gegenseitig aufzufressen. Die Differenzierung dieser Erlebensnotwendigen Spannung in einer „höheren" Kurve gegen die automatisch die Ichexistenz sich erst revolutionierend durchsetzen muß, ist ein so langer Weg voller Stunden und Tage, in denen man nicht krepiert.

Macht doch schneller!

SOLANGE DIE VERBRECHER TRIUMPHIEREN

Wenn man zur Förderung einer allgemeineren Verständlichmachung annimmt, daß irgendwie aus der Summe der Einzelwirkungen des Einzelmenschen zur Umwelt als deren widerspiegelnde Forderung oder Bestätigung generell Anerkanntes, Gültiges, Gesetzmäßiges, Automatismen entstanden und fortwährend im Entstehen begriffen sind, so setzt die konfliktdurchleuchtende Beziehung der Menschen miteinander das Inbegriffensein der Einzelnen in jene Automatismen als selbstverständliche Vorbedingung voraus. Man kann also auch hier schon sagen, daß es besser sei, nicht gut zu sein. Es kommt nur auf den Grad der Erstarrung an.

Zweifellos liegt die letzte Erklärung einer Feststellung von Gesetz- und Ungesetzmäßigem, einer Feststellung des „Verbrechens" in einem aus der Spannung gegenseitiger Schwäche entstandenen Beziehungsbruche, der die im Miteinander aller zeugend stärker glühenden Schwingungen der Existenzwirkungen des Einzelnen stillestehn und einfrieren läßt. Auf der einen Seite erstarrt massierte Ordnung, Moral, die jetzt als selbständig für sich Wirkendes jener zunehmend auflösenden Beziehungsbewegung, die als Glückszustand in uns bewußt ist, feindlich sein muß, die Intensität belastet und frißt, und in der Zügelung im Rahmen äußerlichster Kompromisse jedweden Erlebenswillen zu ersticken droht und Konflikte und Einsamkeit zur Sicherung hat. Dem gegenüber bleibt der Rest eines glückmöglichen Zustandserkenntnisses, eines noch nicht jeder Intensität baren Wissens, das aus Verzweiflung, Not und Lebensangst zusammengesetzt ist, und als Verbrechen erscheint, sofern innerhalb der Erstarrung diese auf die Einzelexistenzwirkung übergreift. Aus der Schwäche die Angst, die einen Zwang zur Auseinandersetzung mit einer unerträglichen Gegeneinstellung hervorruft. Aus Haß, da ein nicht weiter mehr auflösbarer, allein treibender Beziehungsrest festgefügten Kompromissen ausgesetzt wird, mit denen an die Wurzel der Existenz greifende Qualen des Nicht-Mehr-Hinauskönnens, des Nicht-Mehr-Zueinander-Dürfens, verquickt sind. Aus dem Wollen, das derart zerstückelt und eingeengt ist, die Not — das Fremde zu sehen, leiden und sich ausliefern, um zu zerstören und niederzureißen. Das Gegeneinander, blind, Macht und Macht gegen Macht. Die Spannung eines einmal getätigten Bruches ist erst durch die Zertrümmerung des Einzelichs zu lösen.

Als Nebenbemerkung: Jedes Ich kann noch heute durch Sich hindurch wieder alles bewegen und lösen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Man weiß nie, wer wird „gestraft". Fest steht, daß nichts geschieht, weder Gegen noch Mit ohne das Für der Existenz, ohne „Willen". Der Wille des Betroffenen ist jeweils stärker als derjenige des Treffenden, er übernimmt ja mehr. Ein Mensch, der „tut", ist lediglich einem fremden Willen gegenüber bereit. Leiden ist doppeltes Tun und Freude doppeltes Leiden.

Die Ordnung hat eigentlich kein Interesse, will sie sich selbst bestehen lassen, einen Empörer zu zwingen. Sie läuft, was die Jahrhunderte beweisen, die Gefahr aller Kompromisse, die Gefahr zunehmender Differenzierung. (Sie muß bald außer Atem kommen, da ihr die selbstschöpferische Intensität, die nur das Glück kennt, fehlt.) Es ist für die darin befangene Masse das entscheidende Unglück, in der Tat, — nicht als Popanz — eine Einzelexistenz zwingen, strafen zu müssen. Damit hebt sie eine etwa noch mögliche eigene Entwicklung in jedem Einzelfalle immer wieder auf und tauscht dafür Selbstzwang, immer wieder von neuem sich bestätigen zu müssen, ein.

Der Verbrecher erleidet die Ohnmacht. Das ist mehr als Ohnmacht. Es ist ein Schimmer von Bestätigung — in der Verzweiflung, eine Ahnung von Glück — „verbrecherisch", weil es im Ich ohne Wirkungsmöglichkeit bleibt.

Es gibt keinen, der in Verfolg psychologischer Erörterungen ruhig niederschreiben könnte, die Tatsache bestehe, daß Menschen eingesperrt werden — obwohl die Qual der Beschränknug einer körperlichen Existenz (gleichwohl selbstgefordert) gering ist gegenüber einer schriftlichen Rüge eines Systems, zu dem auch nur zwei andere Menschen glauben. Die Todesstrafe ist die menschlichste aller Strafen, sie versöhnt beinahe die Gegensätze.

Die Masse „straft" sich selbst, weil sie nicht „will". Der Verbrecher will, daß die Masse straft. Wenn er auch aus der Erstarrung heraus, in der Schwäche aus fortzeugender Schwäche schließlich immer mehr nach den gleichen Kompromissen hascht, womit die Ordnung, ist dies fixiert, die neu heraufkommenden Massen einfängt.

Es ist ungeheuerlich, daß noch nicht alle verreckt sind.

Das Gute triumphiert, weil aus der Beziehungslosigkeit heraus in der Welt das Böse existiert. Das Böse triumphiert, weil es aus der Wucht der Lebensangst stark ist, vergewaltigt, totzuschlagen fähig ist.

Leuchtender Gedanke: Sind die Nerven noch Blut um Blut, so soll der Totschläger „straffrei" bleiben, durch Los wird einer aus seinem Bezirk gehenkt, besser noch zwei. Es gilt vorerst, die Masse aufzulösen. Die Existenzdurchdringung des Einzelnen wird vorbereitet.

Das Gute denkt weiter nichts, als sich selbst gut zu nennen. Es hält sich krampfhaft und verkrampft. Der Böse, wenn er nur Bösesein dächte, will gut sein. Er will! hört man das nicht? Dabei ist sein „gut" das Lebensumfassende, die Wut nach Beziehung.

Es stellt sich schon jetzt als Erleben fest. Es frißt sich — auf die Sicherheit, nicht gehört zu werden, stündlih selbst auf, windet sich, beladen von einem Kompromiß aller, nach einem Licht, das doch — so allein — frieren macht. Würgt, mordet, lügt. Und immer die Not, zwingen zu müssen, — gerade in der Zertrümmerung jener Kompromisse, die alle noch Leben nennen.

Angenommen, das Leben ist gut, dann ist das Erleben besser. Die Freude, die Entfaltung des Einzelnen zum Miteinander-Erleben, trägt nicht nur beides, löst nicht nur beides auf, sondern verbindet die gebrochene Beziehung in der Tragik des Einzelschicksals. Das Miteinander-Leben ist Angst und Dreck. Glück wird zerbrechen, solange noch einer nicht mitgeht, und sei es als vollgesogener Blutegel.

Schon allein deswegen sollten wir sorgen, daß unser Blut genießbar bleibt.

Die Fortsetzung der Aufsatzreihe: Die Technik des Glücks findet sich in den Literaturprospekten des Malik-Verlages, Berlin-Südende, Steglitzer Str. 34. Die ersten zwei Prospekte „Neue Jugend" sind bereits erschienen und sind für den Preis von 20 Pf. pro Exemplar in jeder besseren Buchhandlung oder vom Verlage direkt zu beziehen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

FORMEN DER BESTÄTIGUNG

der Menschen untereinander sind große Nebensachen. Wer durchlebt die im Erleben getragene Notwendigkeit einer Bestätigung, lebt schon in sich selbst bestätigt. Die Entfaltungen dieser Selbstbestätigung drängen zum Glück, sind aber, solange sie drängen, Leid. Das Leid in Selbstzerstörung, Tragik, sofern die Beziehung einbegriffen wird, wird ohne unser Zutun diese Entfaltungen vorbereiten und wirksam machen, sei es selbst in der letztaufhörenden Sekunde des körperlichen Daseins. Der Schwindel der seelischen Existenz wird zum Vorwand der Bestätigungen gemacht, von denen die Weltverbesserer zehren — als Macht. Ich und die Anderen als Gegensatz oder Nebeneinander sind Kompromisse der Lebensführung, die die Spielerei von Relegion, Staat und Moral unentbehrlich machen. Es hapert dieser Einstellung nur bei der Sexualität.

Ich behaupte, daß das Wissen um die Sexualität die letzte krampfhafte Anspannung eines Sichversteckenwollens ist. Des „einsamen" Menschen, der noch hofft, sich wenigstens darauf aufbauen zu dürfen. Ist er schon sehr zermürbt (verlogen sagen weniger Glückliche), so assodiert er Existenzsicherung. Mögen die Leute sich sichern — als Sklaven. Dagegen zu revolutionieren ist dieselbe Schwäche. Wenn schon jemand den Einzelnen zwingt, ihn auszupeitschen, ihm die Intensität zu stehlen, ihn allmählich zu erwürgen, so soll man das atmosphärisch nehmen. Wenigstens gibt es erst so entsetzlich wenige, die in die Luft kotzen, wenn es donnert.

Die Bestätigung, von der ich mir erlaubt habe, in diesem Augenblicke auszugehen, schafft in ihrer Entfaltung des Zueinander Formen, vor denen das Wissen des Einzelnen zerfließt in Nichts, wenn es nicht schon unerträgliche Freude ist. Man beachte dabei nur das Zueinander. Es verlohnt sich schon, schmutzig darüber zu reden, weil die Versäumnis des Wir vom ersten Tag anhebt. Wer kann das tragen, he!?

Der Vater kann, sofern man auf ihn tippt, in seiner Feststellung als Hanswurst und Popanz höchstens mildernd wirken. Hat wer die Kraft, dieser Assoziation zu ermangeln, ist schlimm dran. Es könnte geschehen, daß die Fixierung der Sexualität als Drittes oder selbst als Verbindendes nicht mehr durchlebt. An den ergeht die Forderung. Die Formen sind auswechselbar. Der Atem schwebt und trägt. Wo sind die Wir? Selbstmord eines Ich gleich Wir ohne Bestätigung, Freude gleich Verdrängung.

Nichtsdestoweniger kann man die Massen-Inanspruchnahme von „Sexualität" als Sexualität in sich hineinfressen, damit das Ich sich als Ich aufreißt, damit die Seele des Ich körperlich wird — nicht mehr als Ich des Einzelnen, damit der verfluchte Dreck aufhört!

Wer sich vergißt, das Maul aufzutun, kann schon nicht anders, als auch die begrifflich noch ahnbare (im Doppelsinn des Wortes) Form der Bestätigung in der Spannung zwischen Existenz und „Sexualität" als nebensächlich abzutun, Zerbröcklung des Ichs — gesetzlich Eingespanntes, als einziger Weg, das Einzige — ungeheuerlich, Weg — fatal, Ende — bedenklich, Anfang — un-menschlich!

Das Wissen um Sexualität — übermenschlich.

Denn das Menschliche wird sich verkrampfen, lieben, zueinander leben, erleben wollen und wissen.

Die Not des Erlebens fixiert die Sexualität.

Wenigstens erträgliche Gestaltung eines Kompromisses, da Alle noch schwach sind, gerade von einem Ende zu wissen: Entfaltung — lebe Dein Erleben, damit Wir leben. Revolution um Sexualität! Nur Sexualität!

Darum wenigstens ein Ende mit Schrekken — sagt Goethe.

Lieber ein Schrecken ohne Ende — sagen Wir.

Nur Ende!! Nur Ende!!

VERANTWORTUNG ZUM GLÜCK

Wer sich selbst leben sieht, fühlt — daß niemand zum Kmopromiß gebunden ist. Die Schwäche, die sich erkennt, trägt das Glück schon in sich. Die Forcierung jenes Glückskeimes — gegen den Kompromiß, als Erleben — ist das Glück. Die Entfaltung diedieses Glücks bedingt, solange noch in

Digitized by Google   Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

der Umwelt Kompromisse noch erkennbar sind, den Zwang, zur Auflösung. Revolution und Erlebensbestätigung. Eine Form des Glücks, zu der das Ich keine Stellung nehmen kann, die durch die Auflösung dieses Ichs zertrümmernd, eine neue weite Welt aufreißend, zitternd und einem unsagbar tiefen Erlebenspunkt konzentrisch aus den Erlebnisspannungen der Einzelnen zueinander zuströmend, hinausgeglitten ist.

Noch ist es besser, gegen dieses Glück zu sündigen. Die Verkrampfung im Rahmen unser Umwelterscheinungen trägt mehr Glauben in sich als der Versuch, im reinen Glauben sich an der Ichzertrümmerung dieser Kompromisse zu schonen.

Aber die Wir — wir wollen nur glauben.

Denn die Wir pfeifen auf das Leid. Hohnlachend der Zerstörung. Die Wir glauben an das Glück. So zu glauben, daß aus der Explosion dieses Wir — fixiert als Zwang, der die Spannungen als Motor bewegt — das Ich leid-überladen und verwittert sich herausschält.

Für das Ich ist es verhängnisvoll, an das Glück zu glauben. Muß es sich nicht sichern — durch immer wieder den neuerkannten Zwang, hier zum Widerspruch —?

Glauben und Zweifel zu einem gemeinsamen Dritten gebären lassen, das Alle samt dem Ich tragen kann und das Ich auch als Teilchen der motorischen Kraft nicht ausschalte.

Dafür lohnt es sich, gehangen zu werden.

Das Glück trägt restlos alles, auch das Ich vollinhaltlich. (Die Zersplitterung in die Erlebenskompromisse, die die Schlampigkeit unseres Widerspruchs gegen Naturgesetze bedingt hat, bleibt so wie so jedem Einzelnen, der auf einmal den Vorzug bekommt, „allein" zu sein, überlassen.) Der Tod ist Privatsache. Wobei unklar bleibt, ob damit nicht mehr geschieht, wenn man dem einzelnen dazu verhilft, als diese Schweinearbeit jedem sich selbst zu überlassen.

Laßt uns lieber das Glück binden, damit wir es zerpflücken können, ehe es verdorrt. Leierkasten.

Es wird vergessen: Das Ich hat mit dem Glück als Begriff nichts zu tun, wohl aber als Inhalt — im differenziertesten Unterbewußtsein. (Um ernst zu bleiben.) Die lebenfressende Spannung von Begriff und Inhalt (Erleben — gesehen als Verantwortung zum Glück, schaltet gottlob Gott aus.

Es ist eine Sensation, daß die Wir eins noch nicht fertiggebracht haben, den Zwang zum Schweigen. Dieser Zwang kann damit beginnen, vom Glück zu reden. Ließe sich ein Zwang zum Glück fixieren, auch nur in drei Lebewesen, so würden sich die restlichen Milliarden anderer nicht auf die drei stürzen, sondern augenblicks krepieren, wie man sich häufig den Weltuntergang vorstellt.

Ich vertrete den Zwang zum Glück.

Ich — Selbst bin der Zwang.

Weil ich mir unter Glück nichts vorstellen kann.

BLONDE FRAU

Die Anna Bauer schaute zum Fenster hinaus: zarte Birkenästel vor weißem Himmel — wie kann man traurig sein — und eine lange Straße — sie bohrte ein kleines spitzes Glasrohr in die weiche Fläche der Hand, bis eine rote Stelle blieb. — Weit hinten war die Starrheit der Wolken gelöst, zerflatterte, ließ Sonne ahnen — weichen Wind. Man mußte sich von neuem einstellen, es galt. Die Anna Bauer steckte die Hände in die Taschen und machte ein finsteres Gesicht, als sie sich umwandte. Sie sah interessiert in kleinen Gläsern eine leuchtend blaue Flüssigkeit orangegelb werden, winzige Stäbchen als rote Strichel glänzen und legte geschickt ein gallartiges Etwas in eine Schale. Eine Atmasphäre von starken leicht berauschenden Gerüchen spann ein. Und schloß nach außen ab. Wenn die Anna Bauer durch den dunklen Hausflur ging, waren ein paar Stunden fern von allen — abgetrennt. Selbst die Nächsten sind hier nicht. War irgendeine kleine Befriedigung dabei? Die Bauer war etwas unruhig: sie fühlte

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

nach einem Brief in ihrer Tasche, der ihr nah war. Der Hof war ein Kasernenhof, und die Anna dachte wieder: Nie könnte ich, selbst wenn ich wollte — und sah auf die Reihen der Soldaten hinab, die marschierten und stampften und rannten. Die vielen anderen Frauen sprachen schnell und mit vielen Gebärden untereinander und wollten die Anna Bauer mit hineinziehen. Nein, dachte sie — bitte, jeder wie er es will — ich will nicht. Ein Mann steht jetzt vielleicht und strengt sich sehr an, und einer fährt durch eine weite Landschaft und etwas Ungewisses ist um ihn. Und ein Kleiner . . . Ein Fräulein Seidel zuckte die Achseln und lachte, indem sie laut über den Tisch rief, und ein Fräulein Winter wurde sehr rot über das Lachen oder die Worte, oder vielleicht auch, weil ein Fräulein Lenz wiederum die Augenbrauen in die Höhe zog. Und während sie alle im Kreise standen, schrie ein kleines Tier vor Schmerz. Das Fräulein Seidel aber legte ihren Arm um die Schulter des buckligen Fräulein Hoffmann und tätschelte sie. Während die Soldaten mit einem starken Marsch auf die Straße hinauszogen. Die Bauer war etwas erregt, ohne den Grund dafür zu kennen. Einmal hatte sie eine Frau erwartet, die sie gar nicht kannte — sie klopfte an das Zimmer, in dem die Frau dann wohnen sollte, wenn sie kam — und sprach hinein, als ob schon jemand darinnen wäre.

Manchmal wurde die Isolierung sehr schwer, sie konnte doch auch lachen. Und wollte plötzlich. Einmal sah das kleine Fräulein Schäfer sie mit einem großen Blick an, und die Anna fühlte plötzlich: sie hat gute Augen. Und die war ganz erstaunt, als die Anna dann mit ihr sprach in einer so heftigen Weise und mit der Hand durch die Luft schlug. Fühlte sich aber doch schon ganz vertraut und erzählte von sich und fragte die Anna. Daß die Bauer ganz überrascht war: Herrgott, es ist ja alles so begreiflich, fast einfach. Am liebsten hätte sie alles in die Hand genommen und wäre mit der Kleinen gewesen. Dann redete sie überstürzend viele Worte, bewies ganz sicher, wurde wütend, prahlte und lachte dann plötzlich froh. Und währenddes waren die Augen der anderen strahlend und bewundernd auf ihrem Gesicht. Das hüllte wie in eine wohltuende Wärme ein. Durfte man denn? Es kamen Zweifel. So einfach ging es doch nicht. Eine Ungeduld befiel sie.

Später legte dann das Fräulein Seidel ihren Arm auch um die Hüften des Fräulein Bauer und streichelte sie. Aber die Stimme des großen hageren Doktor Sternheim war beruhigend tief und das Gesicht der Anna Bauer streifte seine starren schwarzen Haare, als sie zusammen die Kurbel der großen Zentrifuge andrehten.

Der schwere weiche Duft füllte den Raum. Ließ versinken, zog hinein. Auf den leichten Stoffen blühten die leuchtenden Farben zu Blumen, wucherten üppig ein Tropenwald — überschatteten, bedeckten. Es war ein fremdes Land. Es war die Welt einer anderen Frau. Eine blonde Frau, die ein Kind trug. Man mußte so unendlich zart sein, sich hüten. Und durfte einen Weg bahnen. Und ein werdendes Leben sehen und mitfühlen: es war ja so sehr beglückend.

Die Sommerabende waren wieder so weit und hoch, daß es fast schmerzte. Und die Türme und Dächer zackten auf und ab in den grünen Himmel. So daß sie nur ganz langsam gehen konnte und schwer. Sich fühlen wie eine Pflanze in der Sonne, sich öffnen dürfen und trinken und leuchten und fruchtbar sein. Sie ging wie von einem Berg hinunter viele Straßen tief in die Stadt, Krampfte die Hände: ich will alles tun gutmachen, noch muß ich alles ertragen — aber die Kraft wird frei werden und strömen. Ich werde es können. Ein unendliches Glück. Sie umklammerte geliebte Hände: Du, glaube doch — nur noch eine kleine Zeit. Ich will mich ganz auf dich verlassen. Aber ein anderes Gesicht wurde finster. Und sie senkte den Kopf. Doch die Augen blickten schon weicher und ließen eine Freude ahnen, die befreite. So weit der Horizont, der alles in sich schließt und berührt. Ein Rhythmus so stark und brausend, und der alles Leben trägt. Sie fühlte sich gleichschwingend.

Sie suchte die Frau. Ließ die Hand auf das Herz legen: Fühlst du? Und war doppelt froh. Einmal war sie mit einem Mädchen einfach nackt über die Heide gelaufen: ein weißer Körper mit blonden Haaren und ein brauner mit wehenden schwarzen.

Im einem Lichtstreif des Zimmers stand

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN



Georg Schrimpf

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

sie und sprach lange Stunden, aber die blonde Frau auf dem Bett hörte nur eine dunkle Stimme, die wunderbar beruhigte. Später wußte sie, daß sie auf etwas gewartet hatte. — Der weiche Duft legte sich schwer über alles. Die Frau konnte stundenlang über das Wasser sehen, träge und atmete nur mit dem ganzen Körper. Ringsum ging alles unter in diesem Atmen, wurde langsam erdrückt. Da bäumte sie sich auf, zappelte und blieb in starrer Ohnmacht. Es war unerträglich. Alle Fibern zuckten, wollten anspringen. Doch die blonde Frau zog ihre linke Schulter in die Höhe und lehnte zärtlich ihren Kopf daran. Da erinnerte sie sich: man muß all die feinen Vasen und Bilder zerschlagen. Es gibt keine Verstecke, komm hervor. Nicht einfach in der Sonne liegen wollen und ausruhen, ein Paradies. Faß mit an!

Manchmal war es, als ob sie ein kleines weiches Kinderhändel in ihrer Hand fühlte, wenn sie die Straßen ging. Und dann lachte sie und sprach mit einem Kinde, das sie Maria nannte.

Cläre Oehring

JEHAN

Novelle von Franz Jung

Jehan lebt zu der Zeit, als noch jeder ungerufen und ungestört darauf ausgehen konnte, die Welt zu erobern. Heut zwingt das die ganze Menschheit in den einzelnen hinein und hängt sich mit ihrem ganzen Jammer dran.

Jehan war eigentlich ein Räuber, ein Kosak, ein Perser-Chan und ein mächtiger König aus dem Geschlecht der Timuriden. Die Schätze Indiens, von denen man als junger Mensch noch immer so viel hört, waren alle sein und noch mehr: die niedergehaltene Wucht der indischen Seele, daß jeder von der Glut seines Glaubens entflammt gegen die Sonne lodert, als ginge die Menschen endlich einmal die Weltordung überhaupt nichts mehr an — am Ganges oder sonst irgendwo, Gebetschnüre, Betel, Augenverdreher, die sich Dolche durchs Hirn stoßen für irgendwelchen Zweck - - das alles war sein und murmelte zu ihm hinauf. Natürlich war Jehan damit nicht so recht einverstanden.

Denn als freier Mann aus der Steppe schämte er sich zu verachten. Höchstens sich selbst. Und außerdem ist es eine andere Sache, einem Baschkiren einen Fußtritt zu geben als etwa einem Säulenheiligen. Das fühlte Jehan sehr wohl. Er wurde unruhig und schämte sich, daß er niemals späterhin die Qual davon in seinem Tun mehr loswurde. Aber er wußte auch, daß so viel triftiger Grund dazu gar nicht da war.

In dem jetzt verfallenen Delhi hielt Jehan seinen Hof, in einem Palast, von einer Pracht, die zu beschreiben sich nicht mehr lohnt. In feinen Gewändern liefen die Leute herum, riesige Burgen wurden gebaut und die so merkwürdig aussehenden achteckigen breiten Türme, aus Gold und Elfenbein und Marmor, dazwischen die mit Asche beworfenen Heiligen, hunderttausend Baumeister, hunderttausend Heerführer und edle Perser, Unzählige von Lastträgern, alles Inder, und das sonstige winselnde Millionenpack. Was dabei Sonne, Mond und Sterne an Wunder taten, die blauen Schlangen und gelbroten Schmetterlinge und ganz schneeweiße Bäume mit purpurnen Tupfen und langen grünen Schärpen — kann man sich denken. Schah Jehan unterhielt auch einen Harem mit vielen tausend Frauen. Darüber mußte er immer weinen. Es nützte gar nichts, daß immer mehr Millionen an seinen Burgen und Säulen bauten und arbeiteten, Tag und Nacht. Den Himmel konnte er nicht einreißen und die Qual in seinem Herzen nicht mildern.

Jehans Vorfahren wurden noch zur Liebe gerufen. Da stellte einer den Speer vor die Hütte zum Zeichen, daß er drinnen bei der Frau war. Die Frauen trugen die Liebe. Und Jehan wußte nicht, hatte Mahal ihn gerufen, trägt sie ihn. Vielleicht in den Tagen, da er als Eroberer über das Land zog. Sie sieht

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

seine Arbeit nicht an, fühlt er, lächelt über die Edelsteine, die er ihr zu Füßen legt. Küßt ihn, daß es wild schmerzt. Nicht so, schreit er. Die Haremsfrauen, die er tagsüber besucht. Dämmernd, daß er allein ist. Jehan schreit zu Mahal. Das Lächeln frißt sich ein. Er läßt die Edlen schlagen, die ihr Blick streift. Er baut, plündert, mordet. Mahal lächelt und dehnt sich. Sie kniet demütig, wenn er an ihr Lager tritt, leuchtet bei seinen Festen, daß ihn eine unerträgliche Scham zerreißt: Starr ruht sie an seiner Seite, in Blicken unergründlich, ferner Schimmer — weit — jenseits, über ihn weg. Sie wird schweben, ahnt er, ein schillernder Hauch über das Land, das ihrer Familie eigen. Ich bin dennoch nicht fremd, keucht er.

Jehan wird schwach und stark zu sich selbst. Schwer lastet eine tückische Angst, Glut schlingt. Er kann die schneeigen Felsenberge nicht ebnen. Er windet sich am Boden, jammert zu einem ihm fürchterlich fremden Gott. Aber Mahal blüht in Schönheit und Liebe. Blüht, reift, überschattet die kläglich kleine Welt. Reißt es ihn auch empor — er glaubt nicht. Schwankend in stechend scharfen Träumen, daß er Mahal schlägt. Für die Gewißheit ihrer Liebe. Ruhen im Gleiten der Welt zueinander, in Mahal. Jehan erwürgt einen Heiligen. Kein Laut. Hört nicht fremden Ruf, neues Frohlocken. Blind, verzweifelt. Tobt.

Schatten steigen auf, züngeln.

Noch deucht ihm eine leise Stimme näher.

Dann sieht er Hogal aus seinem Geschlecht neben sich stehen. Die Schwester spricht zu ihm, die Schwester kniet neben Mahal, die Schwester umarmt ihn. Die Schwester liebt. Jehan erkennt erschauernd, daß Mahal liebt.

Es reißt sich aus ihm los, quillt, will zertrümmern.

Dann schlägt er sich vor die Stirn und stürzt.

Wie die Verzweiflung, drückt jetzt den König das Glück nieder.

Während Jehan draußen in jäher Machtentfaltung über das Land wächst, niedergedrückt von der Wucht seines Glücks in das Gemach der beiden Frauen tritt, taumelnd in der Erlösung: ich bin nicht der Herr der Welt, in der Liebe ruht — gebiert sich jeder neue Tag. Frohlockend gegen Gott, und die Heiligen glauben ihm.

Jehan sitzt auf den Stufen seines Palastes und singt. Das Volk singt, die Krieger, Bauleute. Die elfenbeinerne Pracht der Mahalssäule steigt empor über alle Wunder der Welt. Die Perser dringen ins Land und ziehen vor Jehans Stadt. Jehan weiß, daß sie sein Schwert in alle Winde stieben lassen wird. Ich bin nur einer, fühlt der König — das Volk singt. Ich bin das Volk nicht mehr und — dazu ist es schon zu spät, ahnt er. Er singt, getragen von dem Glück der Welterlösung.

Es ist zu spät — Jehan, heißt es; wo sind deine Brüder? Jehan weiß keinen Bruder, es schmerzt.

Eine neue Angst breitet sich, aber Jehan lächelt: Ich glaube dennoch, wird es mich auch treffen, der eine wird zu Ende gehetzt.

Die Qual seines Stammes rast. Die Edlen empören sich. Des Königs körperliche Hülle zittert. Eine Schlacht wird geschlagen. Ein Sohn Jehans erkämpft den Sieg. Jehangir entthront den Vater. Stecht ihm die Augen aus, ich will der Welt meine neuen Wunder bringen, ruft er.

Der blinde Jehan modert im Kerker mehr als 30 Jahre. Ein Heiliger dient ihm, des Königs Haupt deckt Asche. Jehan singt aus dem Kerker gegen die Welt sein spätes Glück. Es wuchtet auf der Arbeit der Lastträger. Glüht über aller Pracht und dehnt sich im Strom des heiligen Flusses.

Bis Jehangir eine neue Stadt viele tausend Meilen weiter ins Innere baut. Denn Jehangir, geliebt in der Vereinigung der Frauen, lockt das Verhängnis, auch wenn Jehan im Traum zu ihm spricht.

Ob wohl die beiden noch zusammenkommen?

Unter der Weltenlast der Verantwortung zur Macht, sich zu entfalten und sich zu schenken — daß die Liebe über das Glück sich breitet. In Traumbildern, Maschinen und Unsterblichkeit — statt endlich herzugehen im Schatten aller Frauen, daß jedwedes Leben sich befreit! Daß das Glück aus dem Wesen der Frau Gemeinschaft wird!!

Wenn schon einer schreit und im Alltag herumlungert, statt in der Liebe zu verrecken.

Digitized by Google · Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

BEKENNTNIS

Aus einem Roman

Etwas marschiert — Parade, Flaggen. Es ist ein verfluchter Zustand, wenn einer festsitzt, eingefroren ist; die ganze Welt in die Tasche stecken und losgehen — dabei quält alles ringsherum. Mauern stehen auf, er möchte aus sich heraus, den Beinen nachlaufen, dem Kopf — unerhörte Sehnsucht — immer verkrampft, pfui Teufel. Verkrampft, bis er sich kleinlich fühlt und bedreckt von dem eigenen Schweiß, der ihn lächerlich macht . . . paukt er sich ein. Also möcht' er schreien, von unten auf. Zerschreien das bißchen Welt. Nur über sich selbst bleibt er traurig, er mag sich nicht anfassen. Einer soll geschont werden. Es wirkt so versöhnend, wenn er selbst sich in Ruh läßt. Schon die Hoffnung auf später macht da viel. Aber man soll nicht glauben, daß er niemals sich anschickt, selbst zu zerplatzen. Schließlich hält das auf die Dauer kein Schwein aus, sich immer allein zu fühlen. Und nicht mal allein zu sein. Schrei doch, Walter Relling — eine weitverbreitete Romanfigur.

Fortgesetzt wird was verlangt.

Der Schwindler! Es gibt eine Anzahl Menschen, die ihn vielleicht leiden mögen, es gibt auch welche, die ihn geradezu lieben. Sie kommen und setzen ihr Leben auf seine Karte, dann rückt er unruhig hin und her. Auch der kleinste Schimmer von Freude ist sofort ausgelöscht, dringt nie durch — so ängstlich muß er auf sich achten, bei all dem Schwindel. Dabei kommen immer mehr Menschen. Die Last steigert sich fortwährend, wie man im Gang dieser Erzählung sehen wird. Es ist nicht leicht, ruhig zuzusehen.

Für ihn schreien andre Menschen, die Romanfigur kraut sich den Kopf, sie sinkt zusammen, sie möchte lieber von der Welt verschwinden, holt aus, ebenfalls zu schreien — der Atem — dann aufzustehn mit den anderen allen auf der Schulter, da zu balanzieren . . . Relling, geliebter Matador, Hanswurst, Figurant meiner Träume . . . im Ausschreiten Nacken steif, die Fäuste vornweg, Maul auf, Kichern im Knie . . . Relling — die Frau ruft!

Das vorliegende Heft 6 der Vorarbeit ist herausgegeben von Franz Jung, Falkenberg bei Grünau (Mark). Druck von F. E Haag, Melle i. Hann.

Vom Verlag Freie Straße sind bisher herausgegeben:

„Was suchst du Ruhe, da du zur Unruhe geboren bist?" Erste Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Franz Jung.

„An dich — Erde!" Zweite Folge der Vorarbeit. Zeichnungen von Georg Schrimpf.

„Dem Andern in Dir." Dritte Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Richard Oehring.

„Um Weisheit und Leben." Vierte Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Dr. Otto Gross.

„Verantwortung — zu fremdem Zwang." Fünfte Folge der Vorarbeit, herausgegeben von Richard Oehring.

Jedes Heft kostet 1 M. und ist durch den Buchhandel oder vom Verlag Freie Straße (Claire Oehring), Berlin-Südende, Steglitzer Str. 34 direkt zu beziehen.

Digitized by Google — Original from UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN